This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lese-Verein.

A. nv. 16.

Vet. Ger. III A. 3

C. 102.

Reliquien

von

Justus Möser

und in Bezug auf ihn,

herausgegeben

von

B. R. Abeken.

Nebst

einer Abbildung von Möser's Denkmal und einem Facsimile seiner Handschrift.

Berlin,
in der Nicolai'schen Buchhandlung.
1837.

UNIVERSITY
OXFORD

Möſer's Name iſt ſeit der Zeit, da dem Deutſchen durch ein Nachbarvolk ſeine Unabhängigkeit geraubt, darauf durch glorreiche Anſtrengung und That dieſelbe wiedergewonnen wurde, in Deutſchland häufiger genannt worden; ſeine Vaterſtadt hat die Stimme der Nation nicht überhört, und ihm zu rechter Zeit ein Denkmal geſetzt, ſeines Namens würdig; auch dies ward Anlaß, daß man denſelben häufiger ausſprach. Es iſt dem großen Manne gegangen wie ſo vielen ſeines gleichen: die wahre Größe, wenn ſie Denkmäler ihres Geiſtes und Wirkens hinterlaſſen hat, wird im Andenken der Welt nie erlöſchen; aber es giebt Zeiten, in denen ihrer weniger gedacht wird, theils weil die Intereſſen der verſchiedenen Zeiten verſchieden ſind, theils weil es mit großen Männern wie mit den Geſtirnen iſt; nicht alle können zugleich culminiren, und die eben culminirenden ziehen vor den übrigen die Augen der Menſchen auf ſich. Dann kommen Zeiten und Anläſſe, die jene wiederum in hellerm Lichte leuchten laſſen. Die ſo erzeugte Stimmung ſollte man

nutzen, um den jetzt empfänglichen Gemüthern der Menschen das jedesmal auftauchende Große faßlicher, lebendiger, eindringlicher zu machen. Auch das minder Bedeutende wirkt in einer solchen Zeit; wie man den Reliquien der Heiligen an den Festen derer, denen sie angehören, eine besondere Kraft zutraut.

Betrachtungen dieser Art bewogen den Herausgeber, dem Publikum Reliquien von Justus Möser mitzutheilen, die günstige Umstände in seine Hände brachten. Sie sind sehr verschiedener Art; doch werden sie alle, wie an sich, so in dem oben erwähnten Sinne, willkommen seyn; und sollte einst sich ein Mann finden, der, nach der verdienstvollen Vorarbeit Nicolai's, eine ausführliche Biographie Möser's zu schreiben unternähme, dann dürfte manche von den Reliquien diesem von großem Werthe seyn.

Das Publikum erhält also zuvörderst:

Einen Brief Möser's an seinen jüngern Bruder, Johann Zacharias, geboren im Jahre 1726, gestorben als Criminal-Actuar zu Osnabrück 1767. Dieser talentvolle aber seltsame Mann, der, bei einem regen Geiste, sich nicht in die Schranken des gewöhnlichen Lebens zu finden wußte und nicht die sittliche Größe besaß, die den Bruder auch in anfänglich gering scheinenden Verhältnissen Großes zu schaffen trieb, hatte in Jena die Rechte studirt. Er

mag dort nicht eben gut gewirthſchaftet haben; denn der Vater klagt in einem aufbehaltenen Briefe über Schulden, die jener in Jena gemacht und die nun von ihm bezahlt werden müſſen. Mancherlei Projecte füllten den unruhigen, keiner Ausdauer fähigen Kopf. Er ging (i. J. 1751) nach Tripolis, um dort ſein Heil zu verſuchen; auch gelang es ihm, bei dem holländiſchen Conſul daſelbſt, Klippel, die Stelle eines Secretairs zu erhalten. Er legte ſich ferner, und vielleicht ſchon eher als er nach Tripolis kam, auf die Alchymie und ſuchte ſich durch ſie den Stein der Weiſen, Reichthum zu erwerben. Dann that er dem Vater Vorſchläge, ihm ein Capital vorzuſchießen, um als Handelsmann ſpeculiren zu können, wozu die mit geraubtem Gute nach Tripolis zurückkehrenden Corſaren die beſte Gelegenheit böten; auch ſich der Arznei-Kunde zu widmen fiel ihm ein. Für das Alles hatte der Vater kein Ohr; er brachte es endlich dahin, daß ſich der Sohn zur Rückkehr in das Vaterland entſchloß; wo er i. J. 1753, nach einer ſtürmiſchen Seefahrt, ankam. Die Documente zu allem dieſem beſtehen in einigen wenigen Briefen, die für die Familie Möſer ſehr characteriſtiſch ſind. Der verirrte, um nicht zu ſagen verlorne, Sohn ſchreibt dem Bruder italiäniſch *),

*) Ein ſpäterer Brief von dieſem aus Osnabr. an jenen Klippel iſt in holländiſcher Sprache geſchrieben.

gewandt, kühn; besonders ist ein Brief aus Livorno (30. Januar 1753), der die stürmische Fahrt schildert, interessant; der Vater schreibt deutsch, wohlmeinend, practisch-tüchtig, den Sohn tadelnd und zurechtweisend, ohne ihn sinken zu lassen, während die Mutter, als Postscript, wenige fromme und herzliche Worte in colossalen Lettern zufügt, um die Seele des Sohns bekümmert, wie um die Wäsche desselben. Justus Möser's Brief — es ist nur ein einziger vorhanden — ist französisch geschrieben. Wir theilen ihn hier mit, weil er in Bezug auf den Schreiber bedeutend und characteristisch, und weil er Nicolai'n berichtigt, der in seiner Biographie (S. 104) sagt, „dieser habe an den kostbaren Versuchen seines Bruders, den Stein der Weisen zu finden, Theil genommen." Wie interessant auch, nach dem wenigen eben Gesagten und dem mitzutheilenden Briefe, dieses Brüderpaar zu betrachten! beide begabt, geistvoll, Ungemeinem gewachsen; der eine aber in seiner Genialität auf Irrwegen sich umhertreibend, während der andre die angeborne und gepflegte sittliche Haltung und Würde und den „tüchtigen Menschenverstand," durch die er als wirkend im Staate, als Schriftsteller, als Mensch überhaupt sich so sehr auszeichnete, zu erkennen giebt.

Es folgen fünf Briefe von Göthe, zwar nicht geradezu an Möser, sondern an dessen Tochter,

Jenny von Voigts, die Herausgeberin der Patriotischen Phantasieen, gerichtet, nebst einem von dieser an jenen. Die Veranlassung zu dem ersten in der Reihe berichtet Goethe selbst in seiner Biographie (Taschen-Ausg. Th. 26, S. 239 f.), und in einer Weise, die ihn selbst ehrt, wie den Geist, dem er seine Huldigung bringt. „Mißfiel es, heißt es dort, dem jungen Autor (des Werther) keineswegs als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze, staatsbürgerlichen Inhalts, waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Möser's Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz

unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden."

Dieser Brief, in dem Jahre geschrieben, wo die Leiden des jungen Werther erschienen, ist besonders interessant, weil er mit einem Ereigniß zusammenhängt, welches von der größesten Bedeutung für Goethe's Leben war. Wem ist nicht aus des Dichters Biographie bekannt, daß es vorzüglich ein Gespräch über die Patriotischen Phantasieen war, was den jungen Herzog von Weimar und dessen Begleiter auf Goethe aufmerksam machte und ein Verhältniß gründete, das in seinen Folgen so sehr bedeutend werden sollte! Dann gehört dieser Brief zu den wenigen, die aus des Dichters frühester Periode übrig sind; und gehören wir auch keineswegs zu denjenigen, die die späteren Briefe desselben nicht gelten lassen wollen, die sich nicht darein finden können, daß auch der große Dichter alt wird und, nachdem er ein langes Leben hindurch des Geistigen volle Genüge gehabt hat, sich einer kräftigen, derben, treuen Natur erfreut und mit Treue ihr anhängt *): so erkennen wir doch auch den

*) Hiemit wollen wir nicht sagen, es habe Zeltern an Geist gefehlt. Wie wäre es nur denkbar, daß Goethe sich mit einem an Geist armen Menschen so innig hätte verbinden können? — Ihm stand der Musiker, der geistreiche Componist seiner Lieder, und mit Recht, sehr hoch; er bedurfte

besondern Reiz der früheren Briefe an, in denen sich Goethe's jugendliche Frische, seine Kraft und sein Streben ausspricht; und dieser Reiz wird erhöht, wenn zu der jugendlichen sich selbst bewußten Kraft Ehrfurcht vor dem wahrhaft Großen sich gesellt und liebevolle Anerkennung eines Verdienstes, das man sich selbst gern aneignen möchte. Nichts ist ferner erfreulicher als die Wahrnehmung eines Menschen, der durch ein langes, reiches und bewegtes Leben hindurch sich selbst, d. h. dem Bessern in ihm, treu bleibt. Haben wir in diesem Briefe des fünfundzwanzigjährigen Goethe nicht schon den, der als Greis noch die Ueberlieferung so hoch achtete, und, wenn irgend, da vor allem zürnte, als ein übermüthiges junges Geschlecht sich mit Originalität brüstete?

Der bedeutendste unter den fünf Briefen ist aber ohne Zweifel der zweite; und vielleicht ist aus dieser Periode von Göthe's Leben kein bedeutenderes briefli-

---

seiner bei seinen die Musik betreffenden Studien. Aber die derbe Natürlichkeit Zelter's, die Schicksale, durch die sich dieser so kräftig durchschlug, hatten gewiß ein großes Gewicht bei Goethe, und gaben vorzüglich Anlaß zu der innigen Freundschaft, die zwischen beiden Männern statt fand. Wir sollten uns, statt zu kritisiren, und nichts zu achten, was nicht voll des sublimsten Geistes ist, der Gunst des Schicksals freuen, das uns aus den verschiedensten Lebens-Epochen des großen Dichters, Briefe an Lavater und Möser, an Schiller, an Zelter, erhalten und gegönnt hat.

ches Document vorhanden. Man ſieht es dem Briefe an, daß er überdacht iſt, daß Goethe fühlte, welche Aufrichtigkeit und Offenheit er dem Character des Mannes ſchuldig ſey, an den er ſchrieb; und um ſo mehr, weil er manchen der im Briefe berührten Anſichten Möſer's nicht beiſtimmte. Nur wenige Briefe unter den vielen, die wir von Goethe haben, können, ſo ſcheint uns, dieſem an die Seite geſtellt werden. Die Veranlaſſung dazu iſt bekannt genug und erhellet hinlänglich aus dem Briefe ſelbſt, wie aus dem ihm vorausgehenden Schreiben der Tochter Möſer's und aus des Letztern Schrift über die deutſche Literatur (Möſer's vermiſchte Schriften, Th. 1, S. 184 ff.). Iſt der Brief wegen dieſer Veranlaſſung intereſſant, ſo iſt er es auch aus folgendem Grunde. Die Kritiker, die Goethe gefunden, zerfallen in drei Klaſſen, die man auch Parteien nennen kann: entweder ſind ſie unbedingte Verehrer, oder ſie verwerfen unbedingt, oder ſie unterſcheiden den frühern Goethe von dem ſpätern, und namentlich erheben ſie den deutſchen Goethe über den, der aus Italien zurückkehrte. Die aufrichtigen und verſtändigen Verehrer des Dichters führen wir hier nicht auf; ſie bilden keine Partei. Diejenigen aber, die der Meinung ſind, Italien habe den deutſchen Dichter verdorben, werden ſich wundern, ſchon im Jahre 1781 Goethe'n ſeinen Götz „die

Production eines ungezogenen Knaben" nennen zu hören. Denn schon damals, eine geraume Zeit vor seiner Reise nach Italien, mochte der große Gedanke in ihm keimen, den er später in solcher Gediegenheit aussprach: „Jeder sey in seiner Art ein Grieche; aber er sey es!" und gewiß hatte er in jener Zeit schon, innig verbunden mit einem Fürsten, der dies zu seyn verdiente, sich über Begriffe und Vorstellungen erhoben, durch die Andere, minder Begabte ihr Leben lang die höhern und heitern Regionen der Kunst zu erreichen, oder nur zu erkennen gehindert wurden. Wie gebildet und groß erscheint Goethe's Verstand in diesem Briefe! die Weise, in der er das Verhältniß der Großen zur Kunst betrachtet und erkennt! Und wer fände den erhabenen Geist, wie er im Verlauf einer langen Zeit sich uns offenbart hat, nicht in den wenigen Worten: „Lassen Sie uns darüber (über die einseitige Mißbilligung des Götz von Seiten des Königs) ruhig seyn, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht." Wir gedachten oben des erhebenden Gefühls, das ein Mann erweckt, der einem großen Grundsatze ein langes Leben hindurch treu bleibt. Ist es nicht als ob wir Goethe in seinen späteren Lebensperioden sprechen hören, wenn wir aus der Seele des jungen, in der Frische

und Fülle seiner Kraft stehenden Mannes die Worte vernehmen: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert seyn, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen."

Noch in einer andern Hinsicht ist uns dieser Brief merkwürdig. Mochte auch etwas von jenem gegen die Regierenden gerichteten Oppositionsgeiste sich in dem jugendlichen Goethe regen; was ihn trieb den Götz, dies vortreffliche Werk, in welchem sich schon die volle Kraft des großen Dichters kund giebt, zu dichten und ihm diese Gestalt zu geben, war vor Allem das Gefühl „der Nothwendigkeit einer freieren Form" *); dann der Gedanke, ein vaterländisches Gedicht zu schaffen und, nach Abstreifung der Fesseln einer fremdartigen Form, auf heimischem Boden sich frei zu bewegen; Gedanken also, wie die, die in Möser's Schrift entwickelt sind. Wir schreiben nicht über Goethe, sondern über Möser; sonst würden hier die Fragen

*) S. Goethe's Werke, Th. 31, S. 4.

gründlicher zu beantworten seyn: Ob Goethe schon im Jahre 1781 sich auf dem Wege befunden, den zu tadeln und zu schelten seine Gegner nicht ermüden? ob er in seiner Ansicht von der Dichtkunst dem verehrten Veteranen, wie er Möser nennt, vorausgeeilt sey? ob er in der Iphigenia, dem Wilhelm Meister aufgehört habe der vaterländische Dichter zu seyn? oder ob er sich ein höheres Vaterland gefunden, in welchem der Deutsche keinesweges unterging, vielmehr gereinigt und verklärt ward?

Wir bemerken noch, daß das dem zweiten Briefe von Goethe vorangehende Schreiben der Frau von Voigts in einer Handschrift von Möser vorliegt. Ohne Zweifel ist er auch der Verfasser. Nur die Nachschrift ist von der Hand der Tochter.

Die drei folgenden Briefe sind weniger bedeutend; doch auch nicht unwichtig, weil sie zu Bestimmung einiger Einzelheiten in des Dichters literarischer Thätigkeit dienen, zugleich einen Beweis von der Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit enthalten, womit er sich selbst betrachtete. Das poetische Product, von dem im fünften die Rede, ist wahrscheinlich der Egmont, die Fürstin, deren im vorhergehenden gedacht wird, vermuthlich die Fürstin Gallizin.

In Bezug auf die fünf mitgetheilten Briefe von Goethe stehe hier noch ein Wort desselben aus einem

Aufsatze, Justus Möser überschrieben (Kunst und Alterth. 4, 2, S. 129): „Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich nie persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnung des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat." Jene fünf Briefe sind wahrscheinlich alles, was Goethe an Möser's Tochter richtete.

Das hiernächst Mitgetheilte ist das Concept eines Briefes an den Geh. Kriegsrath Ursinus in Berlin, den Herausgeber der Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, vom 24. December 1776. Der Brief ist schon in Möser's vermischten Schriften abgedruckt (Th. 2, S. 230 f.); da aber das Concept viel mehr enthält als der wirkliche Brief, und zwar nicht Uninteressantes, so trug der Herausgeber kein Bedenken, dasselbe mitzutheilen; wobei er nur bemerkt, daß die mit [ ] bemerkte Stelle im Original durchgestrichen ist. Leider fehlt von diesem der Schluß.

Mit gleichem Interesse wird man den auch nicht ganz vorhandenen Brief Möser's an J. B. Michaelis in Halberstadt*) lesen, dem das Schrei-

*) Johann Benjamin Michaelis, geb. zu Zittau in der

den des Letztern, welches jenen beantwortet, zugegeben ist. Er ist, neben so vielem Andern, ein Beweis, mit welchem Verstande, welcher feinen Beobachtungsgabe Möser die deutsche Sprache und Dichtkunst behandelte und beurtheilte. Wo ist, um nur Eins anzuführen, etwas Geschеidteres und Gründlicheres über die stehenden Epitheta, die Homer seinen Helden giebt, gesagt worden?

Nicht unwillkommen als Zugabe werden die Briefe von Hegewisch und Zimmermann und der von Thomas Abbt an Möser's Gattin seyn. Zimmermann's Brief bedarf einer Anmerkung. Es ist oft bemerkt worden, daß ausgezeichnete Männer durch irgend eine Schwäche mit den Geschöpfen des Tages zusammenhängen, oder in ihr dem allgemeinen Menschenloose ihren Tribut bezahlen. So ist es wohl auffallend, aber nicht wunderbar, daß Möser, „der tüchtige Menschen-Verstand selbst," wie ihn Goethe nennt, ein Gewicht auf eine Schrift legen konnte, die dem erfahrenen Zimmermann, als er sie las, vor Staunen aus der Hand fiel. Was die Attitüde betrifft, die Möser so bewährt fand, so giebt vielleicht Folgendes

---

Ober-Lausitz, gestorben zu Halberstadt, als Schützling Gleim's, im Herbst desselben Jahres, worin er den Brief an Möser schrieb. Ueber ihn s. Jörden's Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Th. 3, S. 557 ff.

darüber Aufklärung. Möſer, ſo erzählt man in ſeiner Vaterſtadt, ſtreckte ſich, wenn er ſich unwohl befand, in ganz horizontaler Lage auf ſein Bett hin, in dem Gedanken, das im Körper wohnende Uebel werde ſich ſo durch denſelben hinziehn, bis es an der Naſenſpitze einen Ausweg finde und auf dieſe Weiſe den Patienten befreie. Daß er ſeinen Körper ſcharf beobachtete, daß er ſich mit Hypotheſen über ihn gern beſchäftigte, geht aus den Briefen an Nicolai (Nr. 36 und 38) und aus einem hier mitzutheilenden Fragmente: Möſer, über das Spiel ſeiner Nerven hervor. Man vergleiche auch Nicolai, in der ſchon erwähnten Biographie, S. 106 f.

Noch manche Briefe an Möſer ſind im Beſitz des Herausgebers, von Schlözer, Gatterer, Würdtwein, Höpfner, Büſching, Salzmann aus Straßburg, vom Abt Jeruſalem, einem Verwandten Möſer's, von Sprickmann, Göckingk, Büſch, Boje, Bieſter, Heilmann in Göttingen u. A. Sie zeugen alle, wie der Brief von Hegewiſch, den wir als ein Beiſpiel von dem Ton und Sinn, in dem man an Möſer ſchrieb, mitgetheilt haben, von großer Ehrfurcht vor dem Mann, an den ſie gerichtet ſind, und von dem Gewicht, das ſie auf deſſen Urtheil legten, aber ſie haben zu wenig allgemeines Intereſſe, und eignen ſich überhaupt nicht zu einer Mittheilung in der vorliegenden Schrift.

Die Fragmente aus Möser's literarischem Nachlaß waren größtentheils schon früher in den Brockhausischen Blättern für literarische Unterhaltung abgedruckt (i. J. 1825); man wird sie aber auch hier unter den auf den großen Mann bezüglichen Reliquien gern wieder aufgenommen sehn, und sich an Goethe's Wort erinnern: „Wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines Geistes und Characters wie Möser, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte selbst." So äußerte sich Goethe in dem oben erwähnten Aufsatze, im Jahre 1823, als der Herausgeber ihm diese Fragmente zugesandt hatte.

Das osnabrückische Raths-Gymnasium bewahrt, als ein theures Geschenk der Erben Möser's, besonders des zu früh verstorbenen Amts-Assessors und Regierungs-Secretairs Friderici, des großen Mannes ansehnliche, besonders im Fach der Geschichte sehr reiche Bibliothek. Mit dieser kamen auch handschriftliche Sammlungen von Möser in ihren Besitz, und so auch mannigfaltige Fragmente, Anfänge, hingeworfene Gedanken, deren Ausführung die Zahl der Aufsätze in den Patriotischen Phantasien gemehrt haben würde. Dies alles ist so fragmentarisch, daß der Herausgeber nur das Wenige, was er hier mittheilt, für die

Veröffentlichung ausheben konnte. Auch aus einem andern Grunde mußte er bei dieser Mittheilung mit Bedacht zu Werke gehn. Viele von jenen Fragmenten beziehen sich auf Geschichte, Verfassung, Gesetze, Gegenstände, die Möser in seinen Werken so reichhaltig und ausführlich behandelt hat. Manches in den Blättern, aus denen hier Auszüge mitgetheilt werden, ward wohl nur vorläufig hingeworfen, später modificirt oder ganz verworfen. Durch Mittheilung desselben würde man unrecht handeln gegen den großen Mann. Merkwürdig war es dem Herausgeber, daß zu manchem in den Patriotischen Phantasien erschienenen Aufsatze sich drei bis vier, ja mehr verschiedene Anfänge vorfanden; ein Beweis, daß Möser diese Aufsätze nicht so leicht, wie es scheinen möchte, auf das Papier hinwarf, daß er vielmehr seine Gedanken lange mit sich herum trug, daß er lange probirte, bis er endlich die passende Form fand. Dem Forschenden begegnen in diesen Papieren manchmal Gedanken, Reflexionen, nackt und in der einfachsten Weise hingestellt, die später in den Phantasien in einer Form ausgesprochen und verarbeitet erschienen, die außer Möser nicht leicht jemand gefunden haben würde.

In dem ersten der mitgetheilten Fragmente finden wir Möser vertraulich sich mittheilend, Mensch zu Menschen über sein Leben sprechend. In welcher

Zeit dieſe Blätter geſchrieben worden, iſt ungewiß; ſie zeigen aber durchaus den reifen, über ſich ſelbſt und die Welt klaren Mann. Denn dieſer Humor, dieſe feine Ironie, womit er ſein eignes Selbſt behandelt, gehen einzig aus großer, zum Eigenthum gewordener Klarheit hervor, die nur das reifere Alter zu geben vermag; ſie ſind es vor Allem, die Möſer zu dem großen Schriftſteller machten, auf den das Vaterland ſtolz iſt. Wie traurig, daß es bei den wenigen Blättern blieb! — Und doch ſind ſie ein unſchätzbares Document für die große Wahrheitsliebe, die hohe Rechtlichkeit des Mannes, wie ſie darthun, daß ſeine Jugend ſchon den ausgezeichneten, auf das Ungewöhnliche und Große gerichteten Geiſt ahnden ließ. Man vergleiche übrigens mit dieſem Fragmente ein ähnliches, welches Nicolai in ſeine Biographie Möſer's aufgenommen hat; es findet ſich dort S. 9—12. Wir fügen demſelben die ſchon erwähnten Betrachtungen Möſer's über die Spiele ſeiner Nerven zu.

Seine Gedanken über Religion, und namentlich über die chriſtliche, hat Möſer in verſchiedenen Schriften wiederholt ausgeſprochen; man wird aber auch die wenigen Fragmente, die wir hier mittheilen, die in größeſter Einfachheit einige Hauptpunkte ſeiner Anſicht enthalten, immer noch gern leſen. Seine Religion und ſeine Anſicht derſelben war durchaus prac-

tisch, und Viele unsrer Zeit werden mit ihr nicht zufrieden seyn. Doch wird Keiner das Wort Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" getroster lesen können als er es konnte; und in der Antwort, die er dem Vicar in Savoyen auf die Frage: „So ist also die Religion Politik?" ertheilt: „Ja, die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen" — diese Antwort möchte wohl Tieferes enthalten, als manche neuere Schule, die die Tiefen der Gottheit zu erforschen sich bemüht, eingestehen mag.

Wir lassen hierauf einige Fragmente *über Erziehung und Volksbildung* folgen; wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß es einmal einem erfahrenen, religiös und philosophisch gebildeten Pädagogen gefallen möge, Möser's Gedanken über Volkserziehung und Unterricht aus seinen Schriften auszulesen und im Zusammenhange darzustellen. Viele würden nicht mehr für unsre Zeit passen; aber der Geist, der sich in Möser's Ansichten kund giebt, gilt für alle Zeiten. Auch versteht es sich wohl von selbst, daß manche von den *abgerissenen Gedanken*, die wir mittheilen, cum grano salis zu verstehen sind; und man wird wohl thun, in Möser's Osnabrückischer Geschichte nachzusehen, was der Verfasser mit dem *gesunden Menschenverstande* wolle. Was heut-

zutage oftmals unter diesem Titel angepriesen wird, hat er sicher nicht gemeint.

Bei dem Briefe an einen jungen Staatsmann wird Mancher ausrufen: „Ist es nicht, als ob Möser diesen Brief in unsern Tagen geschrieben hätte!“ und gewiß könnte er ihn in dieser Zeit geschrieben haben; gewiß hätte er zu manchen politischen Ideen und Verfassungs-Vorschlägen, die seit einigen Jahrzehenden wie Pilze hervorschießen, den Kopf geschüttelt und über sie in dem ruhigen, verständigen Tone, in dem wir ihn hier reden hören, mit seiner gutmüthigen Ironie sich vernehmen lassen. Wir werden durch das mitgetheilte kleine Fragment auf eine mächtige Opposition geführt. Was wir aber in Möser's Schriften oft zu bemerken Gelegenheit haben, möchte auch hier statt finden. Wir würden, wäre der Brief vollendet worden, auch hier den Denker gefunden haben, der, über Parteiung erhaben, die Wahrheit jenseits der Streitenden erkennt. Denen, die, unbekümmert um Geschichte und Erfahrung, und ohne Achtung vor dem Alten und Bewährten, nur das Neue, der Leidenschaft und den Lieblings-Ideen des Tages Zusagende wollen, kann Möser's Wort als eine gesegnete Mahnung erschallen; aber auch die Gegenpartei wird nicht annehmen dürfen, sein Wort, das Wort eines solchen Mannes, sey ganz zu ihren Gunsten gesprochen. Des

wahrhaften, nach festen Grundsätzen handelnden Mannes Leben und Wirken ist der beste Commentar zu seinen Worten. Man erforsche Möser's Leben und Wirken, und schließe dann, was er jenem jungen Staatsmanne wohl weiter mitgetheilt haben würde, wenn der Brief an denselben nicht ein Fragment geblieben wäre.

Der Aufsatz: Aber die Pferde wollen auch leben scheint uns nach dem zuvor mitgetheilten die passendste Stelle zu finden.

Wie Möser die Natur, den Sinn des Volks kannte, wie er dessen Bedürfnisse fühlte und ehrte, davon ist der Aufsatz: Ueber den Tanz als Volks-Belustigung, neben so vielen andern, ein schöner Beweis; und dieses Fragment, wie klein es auch ist, giebt wiederum einen schönen Beleg zu der dem Verfasser eigenthümlichen Sinnes- und Schreibweise. Er sieht eine Sache nicht obenhin an, sieht nicht auf den äußern Schein, der, wie denn nichts auf der Welt so schön und tief ist, was nicht von den Menschen-Kindern durch Leichtsinn, Leerheit, Convenienz oder Frivolität verdreht und entstellt würde, so daß man seine eigentliche Natur kaum durchschimmern sieht, das Wahre bedeckt, oder in einem falschen Lichte erscheinen läßt; er sieht der Sache auf den Grund, erkennt das Menschliche in ihr, sieht die Erscheinungen, in

denen sie sich in der Wirklichkeit kund thut, in ihrem Zusammenhange. Ihm ist der Tanz nicht das, was der Städter in seinen Ball-Sälen erblickt; er geht zu den Wilden, in denen die ächte Natur des Menschen nicht verwischt ist, wo sie sich frei und ohne Convenienz zeigt, zu dem Landmann, der, weil er in Wahrheit, dem Worte der Schrift gemäß, im Schweiß seines Angesichts sein Brod ißt, auch das unverfälschte Bedürfniß der Freude und Erholung kennt. Hier haben wir schon eine dem Dichter eigenthümliche Eigenschaft; denn die wahre Poesie durchschaut die Dinge, erkennt ihren Grund und wiederholt, sie zur Erscheinung bringend, gleichsam die Schöpfung derselben. Aehnlicher noch zeigt sich Möser dem Dichter in der Darstellung. Er konnte das erkannte Wahre logisch entwickeln, konnte folgern und Schlüsse machen; er zieht vor, unmittelbar auf das Anschauungs-Vermögen zu wirken. Was er zu sagen hat, bietet uns sofort ein anmuthiges Bild. Der Fiedler auf der Tonne, die tanzende Jugend, die lobenden und ermunternden Alten, die junge Frau, die den Mann heranzieht, die Kinder draußen unter dem Fenster, die von der allgemeinen Lust fortgerissen werden — dies alles bildet eine eben so naive als passende Darstellung. Man fühlt des Darstellers Verwandtschaft mit dem Dichter, und er führt uns wie von selbst darauf, in-

dem er uns die alten Sänger bewundern läßt, die rein und menſchlich empfanden wie er. Bilder wie die im homeriſchen Schilde würden hier nicht am Ort geweſen ſeyn; er mußte den ſeinigen ein niederdeutſches Colorit geben. Nun aber geht ſein Weg von dem des Dichters ab; dieſer will nicht unmittelbar belehren; das war Möſer's Abſicht. Dabei fühlte er, daß das gewöhnliche moraliſche Predigen weniger Eingang finde und leicht ermüde; er erfand eine Art, einen Ton, bei denen er dieſes nicht zu fürchten hatte. So entſtand ſeine vortreffliche Schreibweiſe; und durch ähnliche Betrachtungen veranlaßt, mag Goethe das Wort geſprochen haben: „daß Möſer die mannigfaltigſten Formen erfand, die man poetiſch nennen könnte, und die gewiß in dem beſten Sinne für rhetoriſch gelten müſſen.“

Welche ſchöne, menſchliche Geſinnung aus dieſem, wie aus vielen ähnlichen Aufſätzen hervorleuchtet, braucht nicht weiter geſagt zu werden; das fühlt ſich unmittelbar. Wie glücklich würde jeder Kreis von Menſchen unter einem Aufſeher und Lenker ſeyn, der in ihre eigentliche Natur, in die hieraus fließenden Bedürfniſſe einzugehn, ſie zu vermitteln wüßte! Die Erkenntniß hatte Möſer im reichſten Maße; wer zweifelt, daß die Ausführung erfolgt ſeyn würde, wenn ihn ſein Geſchick auf einen Platz geſtellt hätte, wo eine Verwirklichung ſo edler Phantaſien möglich war?

Nicht mit derſelben Gewißheit wie bei dem übrigen Mitgetheilten können wir von der Aechtheit des nun folgenden Aufſatzes über Winterluſtbarkeiten reden. Alles Uebrige iſt nach Möſer's Handſchrift abgedruckt, und dieſe, wie das ganze Aeußere der Abfaſſung, iſt unverkennbar und ihm eigenthümlich. In Hinſicht auf den genannten Aufſatz kann der Herausg. nur ſagen, er ſey überzeugt, daß Möſer Verfaſſer desſelben. Er fand ſich gedruckt unter Möſer's Papieren neben einem andern ähnlichen Inhalts. Das Blatt, auf dem er ſteht, gehört zu den Weſtphäliſchen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen, in welchen bekanntlich die meiſten Aufſätze der Patriotiſchen Phantaſien zuerſt erſchienen; es iſt datirt vom 5. Februar 1780. Und was das Wichtigſte, die Gedanken, die Faſſung ſind durchaus Möſeriſch. Hatte er in dem dieſem vorangehenden Aufſatze das Vergnügen am Tanze als aus der reinen Natur des Menſchen hervorgehend dargeſtellt, ſo hat er es hier mit Vergnügungen zu thun, wie ſie Zeit, Umſtände, Mode erzeugten. Da verfährt der weiſe Mann nicht ſtürmiſch; er will nicht das Unmögliche; er will nur das einmal Vorhandene, wenn es auch nicht gerade ſeinen Beifall hat, möglichſt unſchädlich machen, Schranke und Maß zu erhalten ſuchen. Und ſo kann ſein Wort, das an Tacitus ſchönes: est aliquid in con-

siliis erinnert, auch den heutigen Rigoristen in Moral und Religion eine Mahnung seyn.

Das Fragment: Ueber den Aberglauben unsrer Vorfahren befindet sich weiter ausgeführt und vollendet in den Vermischten Schriften (Theil 1, S. 330 ff.). Eine Vergleichung des Bruchstücks mit der Ausführung kann zeigen, wie ernst und nachdenklich Möser bei der letztern verfuhr. Wir theilen es indeß vorzüglich deßhalb mit, weil wir ihm eine Bemerkung zufügen können, die auf einem einzelnen Blatte dem Manuscript jenes Fragments beigelegt war. Dieses letztere sprach Goethe'n, der sich wohl des Aufsatzes in den Vermischten Schriften nicht erinnerte, so an, daß er es in der Zeitschrift Kunst und Alterthum (4, 2, S. 130 f.) abdrucken ließ, eingeleitet durch die Worte: „Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen."

Schon aus den bisher berührten Gegenständen geht hervor, welcher mannigfaltige, reiche Stoff zu Behandlung und Darstellung Möser'n zu Gebote stand; wie er sich nach großen Mustern bildete, um in der Darstellung denselben auf würdige Weise zu bewältigen, das finden wir hie und da in der oben erwähnten Biographie und in den Briefen ausgesprochen*);

*) Z. B. in dem Briefe an Nicolai; Verm. Schr. Th. 2, S. 188.

wie weit er entfernt war, ſeine Originalität in blindem Erguß walten zu laſſen; wie er nachgedacht hatte über Maß und Regel, ohne die alles, was in das Gebiet der Kunſt gehört, nichts iſt, davon iſt das Fragment: Alſo ſind die Regeln nicht zu verachten ein ſchönes Zeugniß. Schade, daß dieſer Aufſatz nicht weiter gedieh! Er läßt vermuthen, wie der Verfaſſer einen Gegenſtand anfah, über den zu ſeiner Zeit die Kritiker unter ſich und mit dem Publicum in ewigem Streite lagen.

Wir übergehen, was er gegen das Ende des Fragments von Werken ſagt, für die eine gewöhnliche Erfahrung ausreichen mag. Im Anfang deſſelben, wo der Adler als Gleichniß dient, iſt ohne Zweifel von Werken der Kunſt die Rede, gegen deren von den Batteux, Boileau's und Gottſched's aufgeſtellte Regeln im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine mächtige Oppoſition in Deutſchland ſich erhob. Jede Oppoſition fördert das Wahre; aber ſelten iſt ſie es ſelbſt. Einzelne Denker, über leidenſchaftliche Parteiung erhaben, erkennen in Zeiten ſolcher Kriſen die Wahrheit, inſofern ſich dieſe von ſterblichen Augen erkennen läßt, jenſeits der Streitenden. Möſer, ſelbſt Original, konnte kein Freund der kalten, nur vom Verſtande aufgeſtellten Regeln ſeyn; aber eben ſo wenig konnte er ſich zu jener Oppoſition bekennen; er

ſah klar, wie ſie zu Regelloſigkeit und Unförmlichkeit führen müſſe, da in ſeinem Geiſte der Gedanke einer höhern Regel, eines vollkommeneren Maßes lebte, welches die Parteien nicht erkannten. Dieſe Regel, wie er durch das oben erwähnte Gleichniß andeutet, wie er wohl, wäre der Aufſatz zur Vollendung gediehen, weiterhin dargethan haben würde, war nicht die, nach der franzöſiſche Kritiker hochmüthig über jedes Werk des Geiſtes abſprachen und daſſelbe in ihre conventionellen Schranken zwängten, nicht die, der zufolge Gottſched ein kümmerliches Häuschen zimmerte, in dem doch ſelbſt die Rieſen-Geiſter der Alten wohnen ſollten, nicht die, der zu Liebe ſelbſt Taſſo ſein hohes Heldengedicht in ſpäterer Umgeſtaltung verderbte; ſie ging von dem Gedanken aus, daß dem wahren Genie eine ſchöpferiſche Kraft inwohne, die ohne Regel und Maß nicht gedacht werden kann, daß in den Werken dieſes Genies der Geiſt ein Abbild derjenigen Harmonie finden müſſe, die er in begünſtigten Stunden im Univerſum ahndet. Die weiſen Griechen nannten die Welt Kosmos, das iſt Ordnung, Maß, Regel; und hätte Möſer jenen Aufſatz in ſpäterer Zeit geſchrieben (es iſt ein ſchönes Zeugniß für ſeinen Geiſt, daß er damals das ſagte, was jetzt zu ſagen nicht ſchwer iſt), er würde vielleicht das ſchöne Wort Schiller's angewandt haben:

Wodurch thut ſich der Genius kund? — Wodurch ſich der Schöpfer
Kund thut; in der Natur, in dem unendlichen All.

Dieſem Genius dient der Adler zum Gleichniß, der nach der Sonne fliegt, eine Bahn, auf der ihm Keiner voranflog, Keiner nachfliegen wird; die Bahn iſt ſeine Regel, die er anderswo her hatte, als aus Lehrbüchern, das Eigentlichſte und Tiefſte ſeines Geiſtes.

Wie tief und ernſtlich Möſer über Behandlung des reichen, ihm zum Eigenthum gewordenen Stoffes nachgedacht, wie gründlich er der Eigenthümlichkeit und dem Reichthum ſeiner Mutterſprache nachgeforſcht, wie ſauer er es ſich habe werden laſſen, um bei'm Niederſchreiben deſſen, was ſeinen Geiſt und ſein Herz erfüllte, den richtigen Ton zu treffen, davon ſind die folgenden, leider auch unvollendeten Aufſätze: die Geſchichte in der Geſtalt einer Epopöe, über die deutſche Sprache, und Vorrede zur zweiten Auflage des Harlequin, bedeutende Zeugniſſe. Der zweite unter dieſen kann als eine Ergänzung des unter Nr. 9. mitgetheilten Briefes an Michaelis betrachtet werden. Die Vorrede zum Harlequin mochte Möſer ſchreiben, indem er mit einer neuen vermehrten Ausgabe dieſes Meiſterwerks umging; eine ſolche zu liefern hinderte ihn vielleicht der in Bremen im J. 1777 veranſtaltete Abdruck, der wahrſcheinlich

ohne Möſer's Zuſtimmung erfolgte. Nicht weniger als ſechs verſchiedene Anfänge dieſer Vorrede liegen vor uns, von denen wir den am weiteſten gediehenen hier mittheilen. Die übrigen alle gehen nicht über ein paar Perioden hinaus; ſichtbar iſt es dem Verf. darum zu thun, den rechten Ausdruck, die rechte Wendung für den Humor, der ihn erfüllte, zu finden. Am Ende des Blattes, deſſen Inhalt wir mittheilen, ſtehen Notizen und Namen, über die er wahrſcheinlich ſich weiter auszulaſſen im Sinn hatte: „Stehende hiſtoriſche Charactere: Henri IV. u. a. Harlots progress — Tom Jones — Clarissa — Pamela u. a. — Corporal Trim, Yorik u. ſ. w.“

Das Fragment: Ueber Vereine wird für Den Bedeutung haben, den die Mäßigkeits-Vereine in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten intereſſiren, der von ihrer großen Wirkſamkeit gehört. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Zeit und die Noth Aehnliches auch bei uns in Anregung bringen werden; und da wird ein Wort von Möſer großes Gewicht haben.

Die gelegentlichen, meiſt hiſtoriſchen, Bemerkungen konnten wir nur ſo abgeriſſen, wie die Leſer ſie hier finden, mittheilen. Zum Theil gehören ſie größeren Fragmenten an, die ſich aber für die Bekanntmachung nicht eigneten.

Es iſt höchſt intereſſant, Möſer'n über ſeine Bil-

dung zum Schriftſteller ſprechen zu hören, und in dieſer Hinſicht iſt der Brief an Nicolai (Verm. Schr. Th. 2, S. 188 f.) ſehr wichtig. Man ſieht aus ihm, wie er früh ſich nach Marivaux und St. Evremont bildete, wie er Voltaire'n in Rückſicht auf Stil und Darſtellung ſtudirte, wie ihn zuletzt Rouſſeau an ſich zog. Dabei blieb er an Gehalt, Character, Empfindung der wahre Deutſche! — Das Sendſchreiben an Herrn von Voltaire über den Character Dr. Martin Luthers und über ſeine Reformation erſchien, wahrſcheinlich im Anfang der ſechziger Jahre, franzöſiſch; Möſer ſelbſt in dem oben erwähnten Briefe an Nicolai, ſchreibt darüber: „Ich gab in Voltaire's Manier ein Schreiben über den Character M. Luther's und ſeiner Reformation heraus. Allein ich merkte bald, daß ſeine Manier ihm allein wohl ſtand, und daß man ſeinen ganzen Geiſt haben müſſe, um ſich nach ihm zu bilden.“ Als Nicolai Möſer's vermiſchte Schriften ſammelte, um ſie herauszugeben, gab er ſich viel Mühe, ſich die Urſchrift des Sendſchreibens zu verſchaffen; aber vergeblich; er mußte ſich begnügen, in die Sammlung eine im J. 1765 zu Lübeck erſchienene deutſche Ueberſetzung aufzunehmen. Später jedoch erhielt Nicolai eine Abſchrift des franzöſiſchen Originales; ſie kam in den Beſitz ſeines Enkels, des Dr. Parthey, deſſen Güte uns in Stand

gesetzt hat, dieſſelbe hier mitzutheilen. Als Probe von Möser's Stil in der fremden Sprache, als Beweis, wie ſich auch in dieſer Feſſel ſein Geiſt frei bewegte, ſein deutſcher Sinn ausſprach, verdient dies Schreiben aufbewahrt zu werden.

Zum Schluß laſſen wir, mit Erlaubniß des Herrn Juſtizrath Struckmann, deſſen in der Juriſtiſchen Zeitung für das Königreich Hannover (Nr. 9. den 1. November, 1834) mitgetheilten Aufſatz: Möſer's Verdienſt um die Abſchaffung der Tortur im Fürſtenthum Osnabrück, wieder abdrucken, in dem Gedanken, daß dieſes Document von dem Character und der Einſicht des großen Mannes in einem weitern Kreiſe bekannt zu werden verdiene, als dem, welchen die Rechtsgelehrten bilden.

Osnabrück, 12. Mai, 1837.

B. R. Abeken.

Briefe

an

Möser, seine Gattin und Tochter, und von ihm.

1. Möfer an ſeinen Bruder.

Osnabr. ce 26. Juin, 1751.

Mon cher frère

Qui auroit jamais cru que je Vous écrirois pour Tripolis? et que l'aventure Vous conduiroit de la Saxe en Barbarie? Vous, mon frère, qu'on attendoit en Westphalie avec la plus tendre impatience? Mais tel étant l'effet de Votre passion favorite, ou plutot la suite de Vos brillantes chimères, mon étonnement a cédé bientot à des réflexions plus sérieuses, qui roulèrent sur les moyens de Vous faire regagner le port. Je compris naturellement, que Vous n'aviez pas encore un mérite assez formé pour être utile aux intérêts de Mr. le Consul, et qu'il devroit avoir bien de la complaisance pour Vos foiblesses en cas qu'il voudroit se donner la peine de Vous former à son ſervice. Toutefois je me dis à moi même: que fera-t-il, ſi ſon maître l'abandonne? ſi mon frère est réduit encore une fois sur le pavé de Tripolis? Y trouvera-t-il les moyens pour s'en retourner et pour

venir rejouir une famille desolée, quand même le repentir lui en fournit le dessein? Je tremblois toutes les fois que j'y pensois, et je tremble au moment qu'il est, que Vous ne fassiez un pas, qui Vous entrainera dans l'abîme sans la moindre ressource. Enfin notre beau frère s'est chargé de la peine de Vous assurer au moins une honnête retraite, en cas qu'il ne plaisoit plus à Mr. le Consul de Vous garder auprès de sa personne. Ce n'est pas pour Vous attirer ici à force, qu'on prend ces mesures, mais uniquement dans le dessein de Vous préserver contre toute démarche ultérieure. Restez, s'il Vous plaît; je sais qu'on ne devient habile homme qu'autant qu'on exécute un plan favori. Je sais que c'est le Votre d'aventurer un peu. Mais profitez-en pour Vous perfectionner, ou du moins pour Vous convaincre que l'aventure est une marâtre, qui n'a pas toujours soin de ses enfans. Surtout ne pensez pas à vouloir faire de l'or. Les honnêtes gens confondent l'alchymiste et le fourbe; et pour peu qu'on veut réflechir, il est aisé à comprendre, et même a priori, qu'il est du tout impossible de changer par le feu, qui a une force dilatante, des metaux grossiers en or, qui est le plus subtil et le plus pesant de tous. Comment donner à une masse, dont on ne sauroit rétrécir les pores par le feu, la pesanteur de l'or? Mais il ne vaut pas la peine de parler d'une sottise hors

de la mode. Les ſiècles grossiers fournissoient un terrain assez reconnoissant à ces sots de métier, et c'est dans le siècle où nous sommes le caractère d'un petit esprit de vouloir songer encore à faire de l'or. Tant de preuves manquées, tant d'habiles hommes dupés, la pauvreté des adeptes, dont la malicieuſe politique affecte toujours un air de piété pour se ſauver des reproches, qu'on pourroit leur faire ſur leur triste figure, et enfin le triste exemple de ceux, qui ont traité cette brillante fourberie du dernier mépris, n'auront-ils pas de quoi Vous donner au moins un préjugé assez fort contre un art, qui n'a jamais, oui jamais enrichi ſon possesseur? Ah mon frère, abandonnez-le, et soyez persuadé, qu'en cas qu'il seroit possible de faire de l'or, il perdroit de son prix, et il faudroit chercher un autre metal de prix, pour le substituer au défaut de l'autre. Enfin, retournez, s'il vous plait; Vous n'avez rien à craindre. Vous serez toujours le bien venu; on a eu ſoin de déguiser à nos parens ce qu'il y avoit de reprochable dans Votre conduite. Et si Vous aimez mieux de rester, eh bien! soyez honnête, profitez de l'occasion pour apprendre des langues du pais, tachez de vous former quelques idées sur le commerce; voyez ſ'il n'y a rien de remarquable touchant l'antiquité dans cette Utica des anciens, des monnoies, des livres etc. Enfin, aimez moi et marquez nous

plus de confiance, que Vous n'avez fait jusqu'ici. Adieu, mon cher frère.

Möser.

---

2. Goethe an Frau von Voigts.

Madame

Man ergötzt ſich wohl wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft, es unterhält uns, wir rufen, es antwortet, ſollte denn das Publikum härter, unteilnehmender als ein Fels ſeyn? Schändlich iſts daß die garſtigen Rezenſenten aus ihren Hölen im Nahmen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat.

Hier aber Madame nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotiſche Phantaſien Ihres Vaters, die durch Sie erſt mir und hieſigen Gegenden erſchienen ſind. Ich trag ſie mit mir herum, wann, wo ich ſie aufſchlage wird mirs ganz wohl, und hunderterley Wünſche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten ſich in meiner Seele.

Empfehlen Sie mich Ihrem Hn. Vater, nehmen Sie dieſen Grus ſo mit ganzem Herzen auf wie ich ihn gebe, und laſſen ſich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern.

Madame

Dero

Frankfurt am Mayn
d. 28. Dez. 1774.

ergebenſter
Goethe.

---

3. Frau von Voigts an Goethe.

Theuerſter Herr Geheimerrath

Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wohl nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden, und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde. Allein ſo ſehr er dem Könige ſein Urtheil zu gute hält, ſo ſehr ärgerte er ſich über das Nachbeten ſolcher Leute, die unendlich weniger als der König zu beſorgen, und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lection zu ſtudiren. Und im Eifer warf er ſeine Gedanken auf's Papier, das ich hiebei überſende. Er iſt ſelbſt nicht völlig mit ſeiner Arbeit zufrieden, weil ſeine Geſundheit ihm nicht erlaubte, das Feuer, womit er anſetzte, lange genug zu unterhalten. Indeſſen werden Sie ſeine Geſinnungen und ſeinen guten Willen daraus leicht erkennen, und was er in der Eile übergangen hat, hinzudenken. Ich wünſche, daß es Ihnen als ein Merkmahl ſeiner wahren Hochachtung gefallen, und zugleich diejenige in ihrem Andenken erhalten möge, die in dem unbeachtetſten Winkel des Erdbodens beharrt —

— — — — —

Immer behalten wir Weiber das Wichtigſte bis zum Poſtſcript — und das geſchieht auch hier, nehmlich die Bitte um Ihr Schattenbild. Freilich hab' ich's in meiner kleinen Sammlung; allein von Ihnen ſelbſt würde es mir theurer ſeyn, und auch gewiß, daß es

Ihnen ähnlich wäre. Wären Portraits so geschwind zu machen wie ein Schattenriß, so bäte ich um dies. Denn nach meinen Gesinnungen für Sie verdiente ich's — nun will ich mich mit dem letztern begnügen. So viel sage ich Ihnen — wenn Möser und seine Töchter jemahls nach Weimar hinkommen, so geschieht's, um Sie kennen zu lernen, und um kein ander Ding in der Welt.

* * *

4. Goethe's Antwort.

Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt, und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu thun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt, und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm

nicht erlaubt, bei dieſem Anlaſſe zu ſchweigen; denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewiſſe Sachen wiederholen, und verrückte Geſichtspuncte wieder zurechtſtellen. Die Menſchen ſind ſo gemacht, daß ſie gern durch einen Tubus ſehen, und wenn er nach ihren Augen richtig geſtellt iſt, ihn loben und preiſen; verſchiebt ein anderer den Brennpunct, und die Gegenſtände erſcheinen ihnen trüblich, ſo werden ſie irre, und wenn ſie auch das Rohr nicht verachten, ſo wiſſen ſie ſich's doch ſelbſt nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und ſie laſſen es lieber ſtehen.

Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrod einlädt, und ihm dazu einen Tiſch auserleſener Gerichte vorſtellt. Er hat bei dieſem Anlaſſe ſo viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutſche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun iſt, danken muß. Was er von meinen Verſuchen ſagt, dafür bleib' ich ihm verbunden; denn ich habe mir zum Geſetz gemacht, über mich ſelbſt und das Meinige ein gewiſſenhaftes Stillſchweigen zu beobachten. Ich unterſchreibe beſonders das ſehr gern, wenn er meine Schriften als Verſuche anſieht, als Verſuche in Rückſicht auf mich als Schriftſteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu ſagen Jahrhundert, unſerer Literatur. Gewiß

ist mir nie in dem Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert seyn, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, oh wir es gleich eingesehn haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen.

Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine Eigenschaft eines Königs seyn, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig seyn, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Mein Schattenbild liegt hier bei; vielleicht kann ich Ihnen bald etwas schicken, das weniger Fläche ist.

Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters; doch am liebsten groß, wie es an der Wand gezeichnet ist und ohnausgeschnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu diesem Briefe gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünscht wäre, die Sie mir, oder mich Ihnen näher bringen könnte.

Weimar, d. 21. Juni 1781.

Goethe.

---

5. Goethe an Frau von Voigts.

In meinem letzten Briefe versprach ich Ihnen auf das baldigste ein lebhafftéres Bild von Ihrem Freunde als eine Silhouette nicht seyn kan. Gegenwärtig steht eine Büste eingepackt da, und wünscht abzugehen. Weil ich aber Unrichtigkeiten im Transport fürchte, so bitt ich um eine Adresse nach Osnabrück, wohin der Kasten abgeliefert werden kann. Leben Sie wohl! Diesmal nicht mehr von einem überhäuften.

Weimar, d. 31. Jul. 81.

Goethe.

---

6. Derselbe an Dieselbe.

Sie sind gütig mir oft ein Zeichen Ihres Andenkens zu geben.

Danken Sie Ihrer fürtrefflichen Fürstinn für den

Anteil den ſie an meinem Daſeyn nehmen will, ſehr lieb wäre es mir mich durch Sie beſſer kennen zu lernen, ſagen Sie ihr: Sie könne verſichert ſeyn daß ich mir's in der Welt ſauer werden laſſe.

Das Leben P. Bernhards von Weimar, das ich zu ſchreiben unternommen hatte, liegt, mit vielen andern Anſchlägen, auf der Seite. Vielleicht kann ich einen geſchickten Mann, den wir jetzt in der Nähe haben, veranlaſſen es nach meinem Plane zu ſchreiben.

Hn. v. H. grüſen Sie. Es iſt mir immer erfreulich wenn ich ſehe, daß die Unarten meiner vorigen Zeiten keinen ſo übeln Eindruck bey den Menſchen zurückgelaſſen haben als ich wohl verdient hätte.

Ihrem Herrn Vater ſchick ich ehſtens von meinen Sachen. Ein Verzeichniß davon bin ich ſelbſt nicht wohl im Stande zu fertigen, es ſind ſo viele Kleinigkeiten.

Leben Sie wohl, und vergeſſen das verſprochene Bild nicht.

Weimar, d. 4. März 1782.

Goethe.

---

7. Derſelbe an Dieſelbe.

Sie erhalten hier einen Verſuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich ſeit der Zeit ſo viel Muße gefunden hätte, um das Stück ſo zu bearbeiten wie es wohl ſeyn ſollte. Legen Sie es wie

es ist Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie recht aufrichtig und ausführlich zu seyn und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht.

Ich füge nur eine Bitte hinzu, daß Sie die Abschrift nicht aus den Händen geben mögen, und erwarte sie bald wieder zurück. Ich lege noch eine Kleinigkeit bey und hoffe zu hören, daß sich Ihr Herr Vater wieder recht wohl befinde. Möchte das versprochene Portrait doch recht balde ankommen, damit ich ihm sogleich in dem neuen Quartier, das ich so eben beziehe, seinen Platz anweisen könne.

Weimar, d. 5. May 1782.

Goethe.

(Die Briefe unter den Nummern 2. 5. 6. sind eigenhändig von Goethe geschrieben, und hier mit ihrer ursprünglichen Orthographie und Interpunction abgedruckt worden; die übrigen sind dictirt und nur von Goethe unterzeichnet.)

---

8. Möser an den Geheimen Kriegsrath Ursinus.

Wie vieles werden Sie nun, freundschaftlicher Mann, von der guten Meinung, welche Sie von mir gefaßt haben, zurücknehmen, wenn ich Ihnen offenherzig bekenne, daß ich der Verfasser der angezeigten Stücke nicht bin, und als Dichter noch ad medium

aevum der deutschen Dichtkunst gehöre; ob man mir gleich die Ehre angethan hat, einige von meinen Jugendliedern, die gewiß vor mehr als 30 Jahren gesungen waren, in die Almanachs der neuern Zeiten zu versetzen.

Oft habe ich aber gewünscht, daß ein Bürger unsre alten Volkserzählungen und Legendary tales, die bisweilen so kräftig sind, und immer den Greis noch ergötzen, wenn er das Süße, Sanfte und Feine in manchen empfindsamen Liedern nicht mehr schmekken kann, behandeln möchte. Oft habe ich den H. Petrus mit dem Schlüssel zum Himmel und andre Maschinen der christlichen Mythologie, die in denselben so gute Dienste thun, bewundert, und die verfeinerte Kunst, welche uns dergleichen ohne Noth zu gebrauchen verbietet, einer Härte beschuldigt; aber selbst nie Hand angelegt, [und wie die Engländer anfingen diese Antiken zu benutzen und nach denselben zu arbeiten, war meine Zeit vorüber. Was Eschenburg jetzt thut, wollte ich vor 30 Jahren versuchen, und ließ solcherhalb einen Entwurf in ein Gottschedisches Journal einrücken. Aber es fand damals keinen Beifall.

Die große Schwierigkeit schien mir damals zu seyn, wie man den Tugenden unsrer Vorfahren eben den politischen Werth geben wollte, welchen sie zu ihrer Zeit gehabt haben. Die Liebe ist z. B. in unsern neuern Compositionen dasjenige nicht mehr, was sie in jenen

Zeiten war. Sie ist jetzt nur eine Nebenrolle. So hat die edle alte Gastfreiheit ihren hohen Werth nicht mehr seitdem so viele bequeme Wirthshäuser eingerichtet sind, und man würde einen Merkur auslachen, der, um eine gute Nachtherberge zu bewohnen, einem Admet seine Gemahlin von dem Tode erweckte. Ohne Werth ist keine Wirkung; und so erreicht man in der Vorstellung der Antike nichts wie die Manier, wo nicht ein mächtiger Zauberer uns und die alte Schöpfung etwas näher zusammenbringt. Das Schäferleben ist viel leichter herzuzaubern, als uns in die Bedürfnisse und politische Denkungsart alter Zeiten zu versetzen. Die Barden-Lieder haben ein sehr kurzes Glück gemacht in Vergleichung mit den Idyllen.]

Die Beichte einer Frau an ihren Mann, welche in unsern Volkserzählungen also schließt:

Er sprach: Geh hin, ich sprech dich los
Des schweren Sündenfalls;
Doch säß' ich nicht an Gottes Statt,
Ich brächte dir den Hals!

hat zwar nicht das Eigne der Ballade, welche Sie mir zur Probe übersandt haben; aber doch auch ihren Werth und nicht den Fehler der Englischen, welche in der Beichte einen Zuhörer und sogar einen Layen-Bruder duldet. Ein unkundiger —

9. Möser an J. B. Michaelis.

Ihre Parodieen sollen mir sehr willkommen seyn. Wofern sie aber gegen das Ende des Jahrs einförmig werden sollten, welches der Genius in Gnaden verhüten wolle, so schicke ich das Packet auf einer preußischen Post zurück. Jenen Fehler sehe ich fast als nothwendig an, weil unsre gelehrte deutsche Sprache zu arm ist, die niedrigen Scenen des täglichen Lebens edel und kräftig zu mahlen. Hätte sich so wie in England, die Sprache einer Provinz zur allgemeinen erhoben, so würden wir einen weit größern Reichthum von schnurrigen, drolligen und äffenden Ausdrücken für Bilder von gleicher Art haben, und deren von der schöpferischen Laune des gemeines Mannes noch immer mehr erhalten als jetzt, da wir alles Provinziale verlieren und die Bildung unsrer Sprache kalten Philosophen überlassen. Man hat der niedersächsischen Sprache den Vorzug vor der in Schriften üblichen obersächsischen einräumen wollen, ohne zu bemerken, daß jede Provinzialsprache in gewissem Maße reicher und nachdenklicher sey als die allgemeine deutsche. Ich führe dieses zu dem Ende an, damit Sie es einmal wagen möchten, aus irgend einer Provinzialsprache glückliche Wendungen, Bilder und Ausdrücke in Ihre Parodieen zu bringen und solche für das Burleske zu naturalisiren. Vielleicht wäre die bergmännische, welche Vielen schon bekannt ist, hiezu die geschickteste; und

wie würde ich mich freuen, wenn Sie unſer deutſches Grubſtreet, oder die Lieder, welche auf den Jahrmärkten verkauft werden, eines philoſophiſchen Blicks werthſchätzten! Laſſen Sie ſich aber durch dieſen vielleicht unbeachtbaren Vorſchlag in der Hauptſache nicht irre machen. Es geht mir wie den unſchuldigen Mädchen, die wohl fühlen, daß ihnen etwas fehlt, ohne einen deutlichen Begriff von dem Fehlenden zu haben. Wenn ich alte Barden-Lieder leſe, ſo empfinde ich den Mangel des Eigenthümlichen ſowohl in den Bildern als im Ausdruck, glaube auch wohl, daß die neuern Barden, wenn ſie die Dichter der mittlern Zeit nützten, uns glücklicher täuſchen und das ſpäter übliche leichter für das ältere ausgeben könnten, als das ſelbſterfundene alte. Allein ich bin nicht im ſtande die Art und Weiſe näher anzugeben. Gleim allein hat dieſe Quellen ſowohl in ſeinen Kriegsliedern als in ſeinen Romanzen genutzt, und ich rechne ihm dieſes zu einem beſondern Verdienſte an. Dieſer wird Ihnen hierin am beſten rathen.

Bisher hat man in den Parodieen ſich faſt nur mit dem Contraſtiren beholfen; eine Manier, die, ſparſam gebraucht, ihre Wirkung thut, aber in einiger Menge ſelbſt an dem immer contraſtirenden Voltaire zu ſehr auffällt. Eben ſo iſt es mit den veralteten Worten,

mit der Königin milde
dem Degen freyſſan
der Würmin ſchadeſan

und der Magd wohlgethan.
Dem Recken geheure,
der so mannich Abenteure
und fideln und hofiren
im Heldenbuch gethan.

Indessen wenn das Bild glücklich gewählt ist, so liest man es doch noch gern; als z. B.

Ein blankes Aermlein weisse,
Recht als ein Hermelin,
Schwank da mit ganzem Fleisse
Die edel Kaiserin.
Sie schmuckt sich an sein Wangen
Und küßt ihn an den Mund;
Also stund vor ihm brangen
Die Kaiserin zu der Stund.

Und ich wünschte, daß man besonders die alte Sitte, welche doch immer gefällt, aus den Schriften unsrer alten Dichter besser nützen möchte. Wie der kühne Kern Herebrant die minnigliche Magd von Tarsis geheirathet hatte, so findet Heinrich von Ofterdingen sie des andern Morgens im Bette

Mit Armen fein umfangen
In ehrentreichem Muth;
Die Nacht was hingegangen
Eh es sie dauchte gut.

Hier will ich alle unsre Neuern fragen, ob sie an den ehrentreichen Muth würden gedacht haben?

Noch eins beiläufig. Homer braucht bei seinen

Helden oft einerlei Beiwort; ein Gleiches thun unſre alten deutſchen Dichter, die den Homer nie geleſen haben. Es iſt immer

Wolf Dieterich der milde
Der kühne Berner
Der Kaiſer reiche
Der freiſſliche Than;

und wenn ich mir vorſtelle, daß beider ihre Lieder der Geſellſchaft vorgeſungen wurden, ſo mußte es dem Begriffe der Zuhörer ſehr zu ſtatten kommen, daß die handelnden epiſchen Perſonen allezeit unter einerlei Character erſchienen. Auf der Bühne thut einerlei Kleidung eben die Wirkung, die hier einerlei Beiwörter thun. Der milde Wolf Dieterich iſt gewiß in eben dem Geſchmack wie pius Aeneas; und der Becher von Golde wohlgethan, oder die Magd wohlgethan hat ſehr viel ähnliches mit Homers öfterem ευεργ....

* * *

10. J. B. Michaelis an Möſer.

Halberſtadt, d. 26. Jan. 1772.

Theuerſter Herr Juſtizrath!

Möchten doch meine Bemühungen, wovon ich Ihnen hiermit den erſten Verſuch zu überſchicken die Ehre habe, nur den kleinſten Theil der gütigen Geſinnungen verdienen, deren Sie meine Muſe würdigen.

Das arme hypochondrische Mädchen hat für diesmal in einem ziemlich ernsten Tone gelehrt. Ob sich die Frommen unsrer Zeit deßwegen wieder so bald mit ihr aussöhnen möchten, steht zu erwarten. Es ist auch eigentlich meine Absicht nicht. Was mir die gute oder böse Laune in ernsthaften Stunden eingiebt, schreibe ich scherzhaft oder ernsthaft nieder, nachdem das Autorwetter ist, und daraus entsteht dann ein Ding wie der Pastor — Amor, oder wie die Gräber der Dichter.

Sie scheinen, mein verehrungswürdiger Freund, bei den vortrefflichen Maximen über das Komische, meinen Aeneas in Gedanken gehabt zu haben. Wäre es nicht zu stolz für mich, ich glaubte, Sie hätten meiner Seele ihre geheimsten Gedanken entrissen; so sehr stimmen Ihre Reflexionen mit dem überein, was ich seit vielen Jahren bei meinem Umgange mit der komischen Muse gedacht und wieder gedacht habe. Niemand kann wohl den Mangel am Komischen in unsrer gelehrten Sprache mehr fühlen als ich. Ich habe von jeher die Provincialismen in Schutz genommen; aber leider! ist unser Publicum gar zu wenig daran gewöhnt; und — vergeben Sie mir — am wenigsten die Herren Niedersachsen. In Obersachsen lernt man leichtlich einen Provinzial-Ausdruck in seine Sprache hinübertragen; man sieht aus dem Zusammenhange, was er heißt; und wenn er einmal verstanden ist, so ist er auf immer in der Mundart des

Lesers geborgen. Ganz anders sind die Herren Niedersachsen. Schon in Leipzig waren einige, mit denen ich Umgang hielt, der beständige Fluch meiner provinziellen Freibeuterei. Es schmerzte mich um so viel mehr, da meine Oberlausitzer Sprache eine unglaubliche Menge der drollichsten Ausdrücke hat. Lessing, mein Landsmann, hat sie wohl zu nützen gewußt, wie seine theatralischen Schriften auf allen Seiten zeigen.

Auch wegen der Monotonie in Parodieen bin ich ganz Ihrer Meinung. Vernachläßigtes Costume und Contrast des Großen und Kleinen, Wichtigen und Unwichtigen sind Quellen, die jeder Stümper bis zum Ekel erschöpft; und woher immer neue?

Wie sehr ich Monotonie in meinem Aeneas verabscheue, ist dies ein Beweis, daß ich mit jedem Gesange ein andres Metrum wähle. Man sollte nicht glauben, welchen wesentlichen Einfluß eine solche Kleinigkeit als Sylbenmaaß und Stellung der Reime auf die Gedanken und die ganze Form des Ausdrucks habe!

Unsre alten Deutschen habe ich, wie Sie sehen werden, wenn ich den Aeneas herausgebe, nicht ungebraucht gelassen. Eine ganze Menge davon liegt beständig um mich herum, und Sie sollten mich manchmal eher für einen Antiquarius als Parodisten des Maro halten. Ueberhaupt sind die alten Deutschen meine Lieblinge, von den Minnesängern bis auf Martin Opitz.

Unser Gleim überschickt Ihnen sein Lied an die

Musen, und unser Jacobi Nachrichten, wegen der Gleim'schen Pränumeration. Beide lassen sich Ihnen auf das verbindlichste empfehlen.

Ich aber, mit einem Herzen, das den ganzen Werth Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich zu schätzen weiß, durchdrungen von dem lebhaftesten Danke, wünsche nichts eifriger als Ihnen unter jeden Umständen zeigen zu können, mit welcher wahren Hochachtung und Verpflichtung ich sey

Ihr

gehorsamst ergebenster
Michaelis.

---

11. Hegewisch an Möser.

Kiel, den 31. Octob. 1785.

Wohlgeborner
hochzuverehrender Herr Justizrath

Als ich das letzte Manuscript zur Geschichte der fränkischen Monarchie zum Druck hergeben sollte, wurde ich durch verschiedene Umstände, zum Theil sehr unangenehmer Natur, genöthigt, meine dahin gehörigen Papiere und Zettel durch einen Menschen, auf den ich mich verließ, in Ordnung bringen und abschreiben zu lassen. Ich hatte keine Zeit, sie vorher, ehe sie zum Druck abgingen, durchzusehn. Dadurch wurde eine Anmerkung, die ich zu meiner eignen Notiz auf einen Zettel hingeworfen hatte, mit abgedruckt,

die ich weder dazu bestimmt, noch so, wie sie gedruckt ist, abgefaßt hatte. Erst lange nachher, da mir diese Stelle gedruckt vor Augen kam, erschrack ich — dies kann ich mit Wahrheit versichern — über diesen contrecoup, der alle die kleine Freude, die mir die gute Aufnahme des Werks verursacht hatte, vereitelte. Ich eilte bei der ersten Gelegenheit, den Fehler so viel möglich wieder gut zu machen, durch eine Anmerkung in der Geschichte Maximilians I., die aber Ew. Wohlgeb. wohl nicht zu Gesichte gekommen seyn mag. Indessen, nachdem ich lange darauf gesonnen, wie ich Ew. Wohlgeb. am besten überzeugen könnte, wie gern ich jene Stelle vertilgen, und wie gern ich der ganzen Welt meine große Verehrung gegen Sie auf's lauteste bezeigen möchte, habe ich endlich mich entschlossen, ohne weitere Umwege den Schritt eines freimüthigen und seiner redlichen Absichten sich bewußten Mannes zu thun, Ihnen diese uninteressirte, offenherzige Erklärung zuzusenden, und Sie zu bitten, meiner Versicherung, die ich Ihnen hiemit gebe, zu glauben, daß ich mir zum Zuwachs meiner gegenwärtig glücklichen Lage vorzüglich wünsche, mir die Rückkehr Ihrer ehemaligen gütigen Gesinnungen erwerben zu können.

Wenn mein Schreiben diese glückliche Wirkung haben sollte, so wird es Ew. Wohlgeb. vielleicht nicht unangenehm seyn, daß ich von meinen jetzigen Umständen noch so viel hinzufüge: Sie sind so gut, wie ich sie selbst vor der Katastrophe von 1775 bei mei-

in vielen andern verspricht. Dies giebt allerdings, nicht gerade der Schrift des Herrn Fresson, sondern Ihren eignen Versuchen und Erfahrungen einen hohen Werth. Mit innigster Rührung las ich auch in Ihrem Briefe vom 1. Februar 1789 die Worte: daß Sie diesen Versuchen und Erfahrungen zufolge mit dem Frühlinge einer neuen Jugend entgegensehen. Dies war mir genug. Ich dankte Gott für die Heiterkeit Ihrer Seele, und freute mich, daß Sie ein so leichtes Mittel gefunden haben dieselbe zu erregen und zu unterhalten.

Dies ist alles, was ich hierüber sagen kann. Meine schwachen Augen sehen nicht weiter.

Alles, was ich von Ihnen, mein geliebter Herr G. J. R., im vorigen Jahre durch meine Frau hörte, und alles, was man mir jetzt von Ihrem heitern und glücklichen Alter erzählt, macht mir eine unbeschreibliche Freude.

Das Andenken der Liebe, mit der Sie mich und meine Frau im November 1788 auf einer schrecklichen und angstvollen Reise in Ihrem Hause und im Schooße Ihrer liebevollen Familie aufnahmen, ist eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Noch fühle ich aber auch den Schmerz, mit dem ich Sie bald darauf, an Ihrem Geburtstage, im Bette liegen sah. Dank und Liebe für Sie und für Ihre Frau Tochter wird nie bei mir erlöschen. Alles, was ich damals auf meiner Reise litt, ward durch den Abend vergütet, den

ich im November 1788 an Ihrer Seite zubrachte. Einen solchen Abend habe ich seitdem nicht gehabt.

Meine Frau empfiehlt sich nebst mir Ihnen, mein theuerster Herr, und Ihrer Frau Tochter, mit der zärtlichsten und innigsten Verehrung, mit unsterblichem Danke, und mit den liebevollsten Wünschen für Ihre Wohlfahrt.

J. G. Zimmermann.

---

13. Thomas Abbt an Mösers Gattin.

A la veille de mon départ, l'encre dans un grand verre, faute d'écritoire déjà empaqueté, au milieu de la désolation, qui règne dans ma chambre, et le coeur presque déchiré, j'écris encore à ma chère Maman, pour lui dire, que malgré toutes les preuves de sa bonté pour le pauvre adoptif, reçues particulièrement pendant ma présence, je ne m'etois pourtant pas attendu à goûter l'unique plaisir d'être chéri d'elle au dégré, dont me font foi ses lettres reitérées. Vous avez bien raison de dire, que mes parens en Westphalie sont plus que parens pour moi. Je ne désire à présent plus rien dans ce monde ci. La fortune s'est acquittée envers moi. Eloigné de ceux, qui m'ont donné la vie et bien plus que la vie, de l'éducation; séparé d'un petit nombre d'amis à Berlin, éloigné des uns sans espérance de passer mes jours auprès

d'eux, séparé des autres sans pouvoir me flatter de les rejoindre; l'ambition, jadis le premier idole de mon coeur, amortie par les obstacles, que j'ai presque toujours rencontrés; la sotte vanité, qui m'a fait faire bien de folies, affaiblie par les dures leçons, qu'après coup elle m'a toujours faites recevoir: tous mes souhaits se sont bornés à me rendre cher à des personnes dignes d'estime et à les intéresser pour moi au point, que par les témoignages, qu'elles m'en donneroient, je me sentirois frère, ami, fils et — presque dans le même moment, confondant ainsi dans le doux trouble de sensations agréables les différentes relations, par lesquelles je serois engagé.

Je ne fais pas l'application; je la sens trop pour daigner de l'exprimer par des mots. Chère Maman, il nous faudroit encore une soirée, du thé devant nous, livre ou recueil de pensées à la main; et les yeux de Votre fils parleroient. Les pauvres langues que celles, dont on se sert dans une lettre! —

Tenez pour sur, que Votre fils n'aura des momens heureux en chemin que quand il lira des lettres de ses parens, nouveaux par la date, anciens par l'attachement mutuel.

Il est près de minuit, et j'ai encore deux lettres à écrire. J'embrasse respectueusement ma chère Maman; je souhaite de tout mon coeur le prompt rétablissement de mon petit frère, je salue

tendrement ma petite soeur; quant à l'ami bienfaisant, qui se trouve à Hannovre, je n'ai pas manqué de lui écrire. Que le Seigneur le conserve pour récompenser par lui et en lui tant de mérites. Amen!

R. ce 26. d'Avril, 1763.

Votre très-obéissant et très-devoué fils
Abbt.

Addr. — Abbt, Professeur au service du Seren. Landgrave de H. C. — — à Francfort sur le Main.

Me. G. voudra bien agréer mes très humbles respects. Les beaux pistolets! Mais je ne dis pas cela comme l'illustre Ninon disoit: Ah le beau billet de la Chatre!

Fragmente

aus

Mösers Nachlaß.

Aus Mösers Leben.

Es scheint vielen Männern sehr leicht geworden zu seyn, ihr eigenes Leben zu beschreiben; mir aber wird es schwer; nicht sowohl, weil ich nicht eben so gut als ein anderer schreiben kann, ich sey den 14. December 1720 geboren, und von meinen lieben Eltern fleißig zur Schule gehalten worden, als weil ich die Aufrichtigkeit in Allem liebe; und da ich von mir selber reden soll, solche nicht allemal beachten kann. Die Eigenliebe triumphirt unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß, und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich habe auch die Schwachheit der menschlichen Tugenden zu genau kennen gelernt; und wenn ich mich nicht unterweilen mit dem Gedanken beruhigte, daß die reine Tugend überall in keiner menschlichen Seele anzutreffen sey, so würde ich manchen verdrießlichen Augenblick haben, anstatt daß ich jetzt sehr oft über die schlauen und künstlichen Wen-

dungen lache, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zwecke führt.

Mein Glück ist dabei, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesichte und gerade mit so viel Phlegma beschenkt hat, als nöthig ist, um meine lebhafte Empfindung aller Gegenstände zurück zu halten. Nur in meinem Lehnstuhle, oder an meinem Schreibtische lache ich oft ungesehen und ungehört; aber in Gesellschaften und selbst unter meinen besten Freunden schützt mich mein Phlegma wider alle bittere Ausbrüche meines Herzens. Daher habe ich auch sehr selten Jemanden mit einem Worte, oder mit einer Miene beleidiget, so lange er ein Thor für sich blieb.

Indessen mag ich doch früh schon viele Gefälligkeit gegen mich selbst gehabt haben; denn ich schrieb schon im vierzehnten Jahre meines Alters meinen Lebenslauf. Die Gelegenheit dazu gab, daß ich, aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe, meinen Eltern entlaufen und nach Münster gegangen war, wo ich hungrig ankam, und, weil ich kein Geld mitgenommen hatte, mein Brod vor den Thüren suchen sollte. Ich ging von dem Morgen bis zum Abend die Stadt im Kreise herum, wollte immer Jemanden um eine Gabe ansprechen, und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich aber brach mir der Hunger den Mund, und ein Mann, dem ich stammelnd meine Noth eröffnete, gab mir sechs Pfennige und den Rath, geschwind wieder zurück und zu meinen Eltern zu gehen. Wie reich

war ich nicht mit dieſer Summe! ich kaufte mir Brod, und ging vor das Thor, was nach meiner Vaterſtadt führte. Hier ſetzte ich mich müde an einem Bach nieder, um zu trinken, und eine Weibsperſon, die, wie ich nachher erfuhr, eine Landſtreicherin war, ward mein Engel. Ich erzählte ihr meine Noth, und weil ſie eben den Weg wollte, welchen ich zu gehen hatte, ſo nahm ſie mich mit, brachte mich Nachts in eine Bauernſcheune, und verſorgte mich des andern Tages von dem Brode, was ſie bettelte; doch lernte ich auch von ihr zum erſtenmal ein Ei in der Aſche kochen. Nachdem ich aber vier Meilen mit ihr zurückgelegt hatte, begegnete mir ſchon mein Lehrmeiſter, den meine Eltern bei mir hielten, und der mir, ſobald er meine Flucht vernommen, zu Fuße nachgeeilt war. Ich mußte alſo meine getreue Gefährtin verlaſſen, und dieſes geſchah ohne Thränen. Meine Eltern waren froh, ihren verlorenen älteſten Sohn wieder zu haben, und auf Vorbitte meines Großvaters, des Bürgermeiſters Elberfeld, ward mir die Strafe geſchenkt. Die Schickſale auf dieſer Reiſe füllten meinen vierzehnjährigen Lebenslauf.

Doch war derſelbe nicht ganz von gelehrten Streichen leer. Der nachherige Senior Bertling in Danzig, der Helmſtädtſche Profeſſor Lodtmann und ich, wir hatten im zwölften Jahre unſers Alters eine gelehrte Geſellſchaft errichtet, worin wöchentlich allerhand Abhandlungen, deren eigentlicher Werth darin beſtanden

haben würde, daß sie in einer selbst gemachten Sprache geschrieben waren, verlesen werden sollten. Wir waren aber damit nicht viel weiter gekommen, als daß wir eine Grammatik und ein Wörterbuch dazu verfertigt hatten, und, wie sich das versteht, eine gelehrte Zeitung darin schrieben. Hiemit schieden wir aus der Schule des Cantors, der uns in diesem Spielwerke nicht gestört hatte; aber unser folgender Lehrer, dem mein Lebenslauf, welchen ich in jener Sprache geschrieben hatte, in die Hände fiel, nöthigte uns mit Schlägen zu unserer Muttersprache.

Oft habe ich nachher gewünscht, daß er unsern Trieb genutzt, und uns, weil wir doch weiter nichts als etwas ganz Besonderes suchten, im Hebräischen, oder Arabischen zu schreiben aufgemuntert hätte. Dafür quälte er uns mit der lateinischen Poesie, und ärgerte sich, daß wir die Aufgaben, welche er uns in Prosa gab, sofort in Versen niederschrieben, und ihm dieselben sodann vorlasen, um ihn zu vermögen, uns etwas Mehreres zuzumuthen. Aber es half nichts; wir wurden mit Schlägen angehalten, die Aufgaben erst in Prosa aufzuschreiben. Doch war er der beste Lehrer für langsame Köpfe.

So sehr uns dieser unterdrückt hatte, so flüchtig machte mich sein Nachfolger, der Conrector Ponat. —

Möſer, über die Spiele ſeiner Nerven.

Meine Nervenzufälle kommen noch immer wieder, und unterhalten mich oft ſo ſehr, als ſie mich quälen. Im vorigen Winter hatte ich ſie, wiewohl durch meine eigene Schuld, zu einer außerordentlichen Höhe gebracht.

Es waren nun ſchon ſechs Nächte vergangen, ohne daß ich auch nur des allergeringſten Schlafs genoſſen hatte, und die ſiebente, welche jetzt heranrückte, machte mir auch nicht die mindeſte Hoffnung dazu, indem alle meine Sinne ganz beſonders geſpannt waren.

Von Unmuth hingeriſſen, ſetzte ich unbeſonnener Weiſe meine Fußſohlen an einen warmen Ofen, und erhitzte ſolche über eine Stunde, in der Meinung, dadurch irgend eine günſtige Veränderung zu bewirken. Allein dieſes ſonſt in meinem Leben nie verſuchte Mittel that eine ganz verkehrte Wirkung.

Vorhin hatte ich, ſo oft mich das Nervenfieber heimſuchte, und ſobald ich des Nachts die Augen ſchloß, nur ein weites, ſchönes, lichtes Feld vor mir, worauf allerlei Formen von Gegenſtänden, die jemals durch's Auge einen Eindruck auf mich gemacht hatten, ſich in den ſchönſten und herrlichſten Farben zeigten, und in fortgehender Bewegung unaufhörlich veränderten. Die Farben richteten ſich mehrentheils nach den Tapeten des Zimmers, worin ich den Tag zugebracht hatte, und waren einmal alle feurig, da ich des Abends auf meinem Ruhebette gelegen, und die Augen gegen ei-

nen Windofen, worin die Flamme ſpielte, gerichtet gehabt hatte. Dieſes fiel mir ſo beſchwerlich, daß ich des Nachts die Augen offen halten mußte. Die Formen aber, welche ſich zu anderer Zeit in ſanften Farben hervorthaten, ſpielten mehrentheils nur als Mahlereien auf einem lichten Grunde, und erhoben ſich nur ſelten zu ganzen hervortretenden Figuren.

Jetzt aber, da ich den böſen Verſuch mit den Füßen am Ofen gemacht hatte, konnte ich die Schöpfung, welche ich nach geſchloſſenen Augen vor mir hatte, ſchlechterdings von der wirklichen Welt nicht unterſcheiden. Der Saal, worin ich ſaß, war vollſtändig in ſeiner Art; eine Menge von Perſonen, in deren Geſellſchaft ich mich befand, war in ihrer ganzen Geſtalt und im vollkommenſten Putze ſo leibhaftig vor mir, daß ich den Entſchluß faßte, zu verſuchen, ob ich dieſe Schöpfung nicht in meine Macht bekommen, und mir diejenigen Perſonen und Sachen, welche ich zu ſehen wünſchte, darſtellen könnte. Allein dieſes wollte mir, aller Anſtrengung der Gedanken ungeachtet, ſchlechterdings nicht gelingen. Der Saal, die Geſellſchaft und alles, was ich ſah, bildete ſich unter beſtändigen Veränderungen nach ſeinen eigenen Geſetzen, ohne ſich nur im mindeſten von mir befehlen zu laſſen; und ehe ich mir's verſah, ſaß ich in einer großen Geſellſchaft an einer wohl zugerichteten Tafel.

Mich ſelbſt ſah ich nicht; ich befand mich gleichſam im Schatten; aber meinen Arm, ſoweit er einem

selbst bei Tische insgemein ins Auge fällt, sah ich mit einem Glase Wein nach dem Munde fahren; und weil ich in diesem Augenblicke noch mit dem Gedanken beschäftigt war, diese Schöpfung, so wie ich zuvor gedacht, nach meinem Verlangen abzuändern: so ging mir der Mund offen und ich erschrack, als der Wein nicht kam, weil ich glaubte, das Glas verschüttet zu haben. Ebenso ging es mir mit einem Stücke Braten, was mein Arm gleich darauf, da ich über das verschüttete Glas nachdachte, auf der Gabel zum Munde führte. Die Gesellschaft war übrigens in der völligen lebenden Bewegung, worin eine zu Tische sitzende Gesellschaft zu seyn pflegt; die Tafel war in der besten Ordnung, die Teller mit Speisen gingen herum, und ich hörte eine mir zur Seite sitzende Dame die Worte sagen: „Es ist würklich ein betrübter Fall.“ Doch war ich in dem Augenblicke zweifelhaft, ob ich diese Worte mehr aus ihrer Physiognomie als aus ihrem Munde vernommen hatte. Wenn ich aber dennoch schwören sollte, würde ich das letzte mit Glauben annehmen.

Es folgten auf diese Scene mehrere ähnliche; aber keine einzige unter allen hatte fremde von mir ungesehene Gestalten, oder neue Formen; und daß ich die Personen nicht erkannte, mochte daher rühren, weil ich kurzsichtig bin, und auch im wirklichen Leben keine scharfe Eindrücke von den Gesichtszügen der Menschen erhalte, welche sich um und neben mir befinden. Bei

dem allen ist es doch sonderbar, daß die Nerven, deren Zitterung ich deutlich in mir fühle, so eigenwillig mit den erhaltenen Eindrücken spielen, und gleichsam einen Staat im Staate formiren. Wenn ich hierüber nachdenke, so freut es mich oft, daß ich nicht einen Tropfen dickes Geblüt, und nicht den mindesten Hang zur Schwermuth habe. Was für Erscheinungen würde ich daraus machen, wenn ich Malagrida wäre, und etwas zu inbrünstig vor der H. Theresia gekniet hätte!

Aber nicht meine Augennerven allein erlauben sich diese Schwärmerei, sondern auch meine ganze Phantasie ist alsdann unaufhörlich mit Gegenständen des Denkens beschäftigt, die sie, ohne sich von mir einreden zu lassen, nach ihrem Willen behandelt. Oft widerstehe ich ihr, und wende sie eine Zeitlang auf einen von mir gewählten Gegenstand. Allein dieser Kampf greift mich außerordentlich an; ich halte ihn selten über zwei Minuten aus, und merke am Ende, daß die Phantasie gar nicht nachgegeben, sondern für sich fortgearbeitet hat, und ich nur bei dem Haften meiner Seele an dem erwählten Gedanken ihr Spielwerk nicht beachtet habe. Daher gebe ich ihr auch jetzt nur immer nach, und lasse sie schwärmen. Bringt sie durch ihre Combinationen was Gutes, so behalte ich es, und vergesse das übrige. Sie hält aber selten lange bei einer Sache aus, und geht durch den geringsten Nebenumstand leichtfertig zu einem andern

über; oder es müßte ein besonderes Lieblings-Thema seyn, woran ich den Tag vorher lange gedacht hatte.

Also, denke ich, liegt auch dieses Vermögen der Nerven, oder des darin befindlichen Saftes, was nicht bloß die Eindrücke der Sinne aufgefangen, sondern auch von den daraus gezogenen Schlüssen und Wahrheiten seinen Eindruck empfangen hat, und nach den daraus entstandenen Regeln verbindet oder absondert, nicht unter den Befehlen unsrer Seele; und wenn diese gleich allein das Recht hat, was jene verbindet oder absondert, zu billigen oder zu verwerfen, so mag es doch ein sehr trauriger Zustand seyn, wenn ein Mensch von Jugend auf mit schlechten oder schwarzen Eindrücken erfüllet, oder von Gram und Kummer heimgesucht ist, und einer mit solchen Gegenständen allein beschäftigten Phantasie das Feld überlassen muß.

Die Religion, das beste Hausmittel.

Ew. Gnaden fragen: wo wir endlich wiederum Stand fassen wollen, wenn wir alle Offenbarung und alle Wunder wegphilosophirt haben. Allein so weit wird es wahrscheinlich nie kommen; der Mensch, welcher sein Brod mit Arbeit verdienen muß, und dieser macht doch wohl den größten und eigentlichen Theil der Menschenkinder aus, wird keines von beiden aufgeben, so lange es noch Kreuz und Elend in der Welt

giebt; und was den Mann am Hofe oder den Gelehrten anlangt, der sich, weil er auf der Erde nichts zu thun hat, mit seinen Speculationen über die Fixsterne hinaus verliert, der meint es in der That so böse nicht als Sie wohl glauben. Sein Geist ist bloß der Religion satt, so wie solche den einen Tag wie den andern für Hohe und Niedrige aufgetragen wird, und er wünscht sie nun auch einmal à la glace, oder mit einer Sauce au diable zu genießen. Dies ist die natürliche Folge der Seelenüppigkeit, die zuletzt aus dem vielen Untersuchen und Genießen entsteht; die zärtlichen spinnen die Religion in einem empfindsamen Roman aus, und die stolzen Weisen können sich nicht entschließen, mit dem Pöbel einerley Gott zu glauben. Aber im Grunde sind es Gottes verwöhnte Geschöpfe, die sich recht gerne bedeuten lassen, sobald sie seine Hülfe nöthig haben. Ich habe einen der kühnsten und feinsten unter ihnen gekannt; der Himmel nahm ihm das Weib, woran seine Seele hing, ein liebes vortreffliches Geschöpf, und nun fing er an, an ein ewiges Leben zu glauben, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß eine so edle Seele auf ewig für ihn vernichtet, auf ewig von ihm getrennet seyn sollte. Ich habe hernach oft mit ihm über diese seine Veränderung gescherzt, und ihn gefragt: ob die Religion nicht vortreffliche Hausmittel habe? — Der simple Trost: er ist bei Gott, hat schon mehr Kummer in der Welt gestillet, als alle Feinheit der Metaphysik.

Ueber Toleranz.

O sorgen Sie nicht, liebster Freund, die Religion wird immer oben bleiben, wenn sie auch noch so sehr gedrückt wird; der Mensch bedarf ihrer zu sehr, um sie gänzlich zu entbehren; er wird sie immer unter den Ruinen wieder hervorsuchen, wenn es jemals einem Herostratus gelingen sollte ihren Tempel zu verbrennen. Daß viele der scharfsinnigsten Männer sich gegen sie verbunden haben, irret mich nicht. Zu scharfe Sinne geben unrichtige Empfindungen, und zu scharfes Nachdenken macht schwindeln. Die Religion ist für Menschen von gesundem Verstande; und ihr weiser Urheber hat wohl dafür gesorgt, daß wir ihn aus seinen Werken anschauend erkennen, lieben und verehren können. Wie viele Millionen Menschen würden nichts von ihm wissen, und folglich ohne Trost, ohne Hoffnung und ohne Furcht dahin leben, wenn sie sich an dem Faden der Metaphysik zu ihm hinauf spinnen müßten?

Jedoch, Sie wollten eigentlich nur wissen: ob eine unbeschränkte Duldung aller Meinungen nicht zuletzt eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Religion hervorbringen werde? Auch dieses, liebster Freund, besorge ich nicht. Denn eine solche unbeschränkte Duldung, welche Atheisten, Deisten und Christen zu einem Zweck, oder zu einem Staat verbinden soll, wird sich nirgends einführen lassen. Der Atheismus isolirt sei-

ner Natur nach, und kann niemals ein Band der Menschen abgeben. Der Deismus, so lange er ganz rein bleibt, und nichts exoterisch versinnlicht, ist nur für wenige Eklektiker; die christliche Religion hingegen bindet die größte Gesellschaft, wenn sie auch noch so sehr gemischt ist, und kommt überall den Bedürfnissen der Menschen im Glück und Unglück bestens zu statten. Eine allgemeine Duldung wird sich also nur auf Christen erstrecken; und hievon hat man um so viel weniger eine Gleichgültigkeit gegen alle Religion zu befürchten, je gewisser uns eine lange Erfahrung von dem Gegentheil überzeugt hat; denn ihre verschiednen Secten lehren nichts, was das allgemeine Band der bürgerlichen Gesellschaft schwächen kann; oder wo sie es thun, werden sie solches mit der Zeit gewiß ablegen, wenn der Duldungsgeist sich erst völlig ausgebreitet hat.

Ueber Volksbildung.

Er fiel auf sein Angesicht und betete an — dieser Ausdruck religieuser Empfindungen hat mir immer der mächtigste unter allen geschienen, deren der Mensch fähig ist, und er ist die wahre Sprache des rohen Menschen, der die ganze Wirkung der Schöpfung empfindet, aber nicht gelernt hat, sie mit Hülfe seiner Gedanken und Worte in kleine Theilchen zu theilen und jedes derselben allein zu betrachten. Un-

ſtreitig hat das letzte auch ſeinen großen Nutzen, und es iſt für Manche in dem großen Bereiche der Schöpfung zu buchſtabiren. Aber ob man nun ſagen könne, daß derjenige, der die Fertigkeit nicht hat ſeine Empfindungen zu vereinzeln und dieſelben mit Worten zu bezeichnen, weniger Religion habe als ein andrer, das iſt noch immer eine Frage, die eine Unterſuchung verdient.

Nach meiner Erfahrung haben immer diejenigen mächtiger gehandelt, welche die Natur ſo ganz, wie ſie ſich ihnen dargeſtellt, empfunden und ſich die wenigſte Zeit bei'm Buchſtabiren aufgehalten haben. Kinder machen in ihrem erſten und zweiten Jahre, da ſie bloß durch Total-Eindrücke belehrt werden, erſtaunende Schritte; nichts wird ihnen erklärt, ſie haben bloß ihre Sinne offen; alles, was hineinfallen kann, fällt hinein, und ſie haben ſchon im dritten und vierten Jahre eine ſolche Summe von Kenntniſſen, wodurch ſie in ihren Handlungen geführt werden, daß man Mühe hat, ſie durch abgezogene Regeln in ihrem ſtarken Laufe aufzuhalten. Männer, die auf dieſe Art zur See oder zu Lande erzogen worden, und ſich einzig und allein durch dasjenige, was ihnen in der Welt aufgeſtoßen iſt, gebildet haben, ſind mir unendlich mächtiger und größer vorgekommen als alle, welche in der Schule aufgehalten worden, ſobald ſie nur mit einer genugſamen Summe aufgeſtoßener Begebenheiten genähret waren; und ich getraue es mir in allem Ernſte

zu behaupten, daß Eltern, welche Gelegenheit haben, ihre Kinder durch die Welt, oder durch die Total-Eindrücke von den zu ihrer künftigen Bestimmung gehörigen Dingen zu erziehen, ihre Kinder so wenig als möglich in die Schule schicken sollten. Und diesen Erfahrungen zufolge sollte man nicht so sehr darauf dringen, diejenige Classe von Menschen —

Zugabe vom Herausg. — „Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten?" — Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten.

Goethe. Sämmtl. Werke, Bd. 49, S. 80.

Abgerissene Gedanken.

Oft lieset man: Es wird hie und da ein guter Böttticher, ein guter Weber, ein Schulmeister verlangt; — aber kein Philosoph, kein Mathematikus.

Gelehrte haben nichts erfunden, es sind immer Künstler und Practici gewesen.

Gelehrte Pferdekenner werden von Roßkämmen betrogen.

Die beſten Arzneimittel giebt doch die Erfahrung.

Die großen Leute ſind zu ordinairen Arbeiten unbrauchbar.

Ziethen iſt nicht in die Kriegsſchule gegangen. — Garrick und Clairon verſtanden keine einzige Regel der Pſychologie, und

Das Geſchrei gegen Barbarei iſt die Loſung der gelehrten Marktſchreier, die gern ihre Pillen verkaufen wollen.

Die Griechen und Römer ſind nicht durch eine einförmige Methode groß geworden.

Die Staaten ſind nicht gebeſſert, die tauſend Schreiber ernähren. Unglücks genug, wo ſo viele nöthig ſind, um alle Auflagen zu berechnen und wieder überzurechnen.

Unſre Proceſſe ſind dadurch nicht abgekürzt worden, daß wir gelehrte Richter haben. Zur Zeit des geſunden Menſchenverſtandes ging es ehrlicher und kürzer zu.

Die vorzügliche Ehre, die die Dilettanten aller Art genießen, erſtickt den Muth des rechtlichen, ordinären Mannes, und Ordenszeichen für gelehrte Verdienſte ſind Spornen für die Ueppigkeit.

Das genaue Anatomiren verdirbt den Mediciner, die Gelehrſamkeit den guten Chriſten.

Der gemeine Mann bedarf nicht den zehnten

Theil der Trostgründe wider Tod und Unglück; er verliert Hab' und Gut, ohne sich wie ein Philosoph zu gebährden.

Der Gelehrte kann nicht pflanzen, nicht graben, und noch weniger vierzehn Tage unter blauem Himmel schlafen, ohne Schnupfen und Fieber.

Zu viel Fürsten, zu viel Adel, zu viel Gelehrte sind der Ruin des Staates.

Verfeinerte Sitten und gute Gesellschaften haben ihren Ursprung einem Narren zu danken, der mehrere seines gleichen haben wollte. Der gemeine nützliche Bürger klagt über keinen Mangel an Feinheit und guter Gesellschaft.

Die Gelehrsamkeit hat alle menschlichen Lustbarkeiten geschwächt und verhunzet.

An einen jungen Staatsmann.

Ew. — empfangen die mir gütigst mitgetheilten Gedanken über die bessere Organisation unsers Staatskörpers hiebei zurück. Sie sind, meiner Meinung nach unverbesserlich. Ein Glied muß dem andern nicht im Wege stehen, und jedes muß das Seinige mit der mindesten Aufopferung verrichten; die Füße müssen den Körper sicher und fertig tragen, der Körper muß alles, was er zu thun hat, wohl und bequem verrichten, die Circulation muß frei und mächtig seyn, der

Kopf weit umher ſchauen, und die Operation des Ganzen ein ſolches Reſultat hervorbringen, wie es der Anlage nach möglich iſt; — man kann ſich nicht richtiger ausdrücken, und es iſt ſichtbar, daß ein Staatskörper auf dieſe Art zur größten Vollkommenheit gebracht werden könne. Nur bitte ich, ſich in der Kur des unſrigen nicht zu übereilen. Er hat, da er in ſeiner Jugend nicht gehörig behandelt worden, ſehr viele ſteife, verwachſene, verhärtete und gebrechliche Theile; und wenn Sie dieſe alle mit heroiſchen Mitteln in Ordnung bringen wollen, ſo laufen Ew. — Gefahr, Alles zu zerſprengen, und auch dasjenige zu zerſtören, was bisher noch halbwege ſeine Dienſte gethan hat.

Ich bitte weiter zu überlegen, daß man von dem Staatskörper, eben wie von jedem menſchlichen Körper, nicht bloß geſundes, natürliches Vermögen, ſondern auch Kunſtfertigkeiten verlangt, und daß ſich dieſe nicht anders erreichen laſſen, als wenn man mit dem Kinde anfängt und daſſelbe ſtufenweiſe zur Vollkommenheit führt. Alle Fertigkeiten, inſofern ſie das Werk der Kunſt ſind, laſſen ſich dem Körper nicht plötzlich beibringen, und man macht aus einem alten ſteifen Manne eher einen Krüppel als einen Seiltänzer.

Ferner, ſo gewiß ein wohlgebauter Körper, deſſen Glieder das Ihrige mit der möglichſten Fertigkeit und Bequemlichkeit verrichten und ſich einander wohl und ſicher tragen, ein weit ſchönerer Anblick iſt, als der

Tölpel, dem Hände und Füße im Wege stehen, und der, indem er das Eine aufnimmt, das Andere umstößt, so gewiß ist es, daß viele Lehrmeister dazu gehören, um einen solchen zu bilden, und daß man nicht gleich aus einem wilden Holzapfel-Busch, einen schönen, fruchttragenden Spalier-Baum macht.

Der Staat, welchen Sie jetzt in seinem besten Wachsthum sehen, und, wie es scheint, sich zum Muster genommen haben, ist nicht anders gebildet worden; er ist die Frucht einer vieljährigen unabläßigen Arbeit, nicht aber das Werk eines kühnen Reformators. — — —

Aber die Pferde wollen auch leben,
oder
Betrachtungen über die in Frankreich eingeführte Intestat-Erbfolge.

Es hat seine Richtigkeit, ohne einen guten Kutscher ist man in beständiger Gefahr umzuwerfen. Aber wenn die Pferde nicht in gutem Stande sind, so wird auch der beste Kutscher mit ihnen nicht viel ausrichten; und dennoch sorgen die philosophischen Hausväter unsers Jahrhunderts immer nur für den Kutscher, ohne sich um den Haber, welcher den Pferden gebührt, sonderlich zu bekümmern. Meines Theils gestehe ich gern, daß ich immer die Pferde, welche ich mir angeschafft,

zuerſt beſehen, und den guten Kutſcher, als einen Menſchen, der ſich wohl finden ſollte, zuletzt verſucht habe. So habe ich in meinem Leben alle praktiſchen Menſchen handeln ſehn, und denke in meinem Alter, der Weg, den ſo viele Menſchen eingeſchlagen haben, müſſe wohl der beſte ſeyn.

Unter den Pferden, womit der Menſch auf dieſem Erdballe herumfährt, und worauf einige den Hals brechen, mehrere aber doch zum Ziele gelangen, denke ich mir ſeine Leidenſchaften, und unter dem Kutſcher die Vernunft, welche zwar immer den Zügel in der Hand hält, aber den Pferden, wenn ſie keinen Haber bekommen, mit der Peitſche keine Kraft geben kann. Ich denke, die Leidenſchaften müſſen gut gefüttert werden, und der Kutſcher, der ihnen den Haber zu genau zumißt, handelt eben ſo zweckwidrig als der andere, der ſie überfüttert, daß ſie ihm den Zügel aus der Hand reißen *).

Der Graf Mirabeau, weiland Kutſcher auf einem hohen Boden bei der franzöſiſchen National-Verſammlung, ſchien dieſes nicht ganz zu erwägen, da er den Eltern die Macht nehmen wollte, einen letzten Willen zu machen und, wie es mit ihren Gütern nach ihrem Tode gehalten werden ſollte, zu verordnen. Er ſchien nicht zu bedenken, daß die Begierde des Menſchen eine

*) Wie nutzte Friederich die Leidenſchaften ſeines Adels? Anm. von Möſer.

Familie zu ſtiften, dieſelbe, wo möglich, zu verewigen und in glänzenden Umſtänden zu erhalten, den ſtärkſten Einfluß auf ſeinen Fleiß habe, und daß, wenn er dieſe Hoffnung aufgeben müſſe, nur wenige ſeyn werden, welche nicht lieber das Ihrige ſelbſt verzehren, als in unzählige Theile zerfallen laſſen würden.

Ueber den Tanz als Volksbeluſtigung.

O mein lieber Junge! lobe und tadle mir doch die Freuden der Menſchen nicht; du haſt ja noch blutwenig davon genoſſen, haſt noch nie ein Stück Brod im Schweiße deines Angeſichts gekoſtet, und weißt traun noch nicht, wie einem ehrlichen Kerl zu Muthe iſt, der ein gutes Weib braucht, und jetzt findet.

Wahre Freuden entſtehen bloß aus einer angenehmen Befriedigung unſerer Bedürfniſſe, und du haſt ſicher noch ſehr wenige Bedürfniſſe in der Welt gekannt. Du haſt gegeſſen, wenn die Glocke ſchlug, getrunken, wenn es der Wohlſtand erforderte, und geſchlafen, weil ein jeder ſchlief. Mit deiner Arbeit haſt du es eben ſo gemacht. Du haſt Kaffe getrunken, geleſen, geſchrieben, gefrühſtückt, biſt umher gewandelt. Zudem ſuchſt du die Freuden da auf, wo ſie Niemand findet, am Hofe und in den ſogenannten guten Geſellſchaften, wo jedermann ißt und trinkt, ſpielet und tanzt, lieſet und arbeitet, — aber Alles zum Zeitver-

treib. Freuden, wie geſagt, ſind nur da, wo wahre Bedürfniſſe auf eine angenehme Art befriedigt werden, wo Hunger zu ſtillen und Durſt zu löſchen iſt. Nur da weiß man, was Raſten am ſiebenten heißt, wo man ſechs Tage von einer Dämmerung bis zur andern im Joche gezogen hat.

Und was iſt der Hof und die ſchöne Geſellſchaft gegen die Welt und ihre Freuden! dem Landmann und dem Bürger mußt du in ſeiner Ruhe und in ſeinen Luſtbarkeiten folgen, wenn du Freuden kennen lernen und beurtheilen willſt. Wate ſelbſt einen Tag und mehrere Tage in heißem Sande, wenn du die Freuden eines kühlenden Bades genießen willſt. In den arabiſchen Wüſten kannſt du lernen, was es ſey, am Abend eine Hütte und ein Bett in derſelben, ein Böcklein von der Heerde wohlbereitet zu finden. Aber wer in einem wohlbeſpannten Wagen von einem prächtigen Gaſthof zum andern reiſet und überall antrifft, was er wünſcht, der weiß es nicht, was es iſt, nach friſchem Waſſer lechzen, und eine friſche Quelle finden. Er badet ſich auch, aber genießt das Bad nicht; er ißt und trinkt auch, aber nicht wie Philemon und Baucis; er fühlt nichts von der Dankbarkeit, womit eine gaſtfreie Aufnahme den müden Wandersmann da erquicket, wo es ſonſt keine Herberge giebt. Nur darum ſind uns die alten Dichter ſo ſchön, weil ſie Bedürfniſſe gefühlt und geſtillet haben, und dann von Empfindungen überfließen. Du kannſt nur nachem-

pfinden und nachdichten, ſo lange du nicht ſelbſt, oder bloß zum Zeitvertreibe Freuden genoſſen haſt. Alle Vergnügungen am Hofe und in den guten Geſellſchaften ſind wie die Freude des Kaiſers, wenn er den Pflug treibt, Spielwerke des Kindes, nicht Freuden des Mannes.

Du ſprichſt vom Tanzen und unterſuchſt, ob es ein anſtändiges und erlaubtes Vergnügen ſey; aber der Cirkel, worin dein Richterſtuhl ſteht, iſt ein enger Ballraum in der Stadt, worin einige Müßiggänger herumhüpfen, und ſich von der Eitelkeit ſpornen laſſen, weil ſie kein Bedürfniß ſich zu bewegen empfinden. Warum gehſt du dafür nicht in die Schneiderſchenke, und ſiehſt, wie die Leute, die eine Woche mit untergeſchlagenen Beinen auf einem Tiſch geſeſſen haben, ihre Glieder gerade dehnen? Warum folgſt du nicht dem Schuſter, der einen Monat lang vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend krumm in einer engen Werkſtatt geſeſſen, und jetzt im Freien athmet? Warum gehſt du nicht in die Dorfſchenke, und lernſt dich mit Männern freuen, die mit dem Stolze einer wohl und mühſam zu Stande gebrachten Arbeit ſich der Erholung widmen? Hier würdeſt du ſehen, wie die harmoniſche Bewegung des Tanzes den ſteifen Gliedern Geſchmeidigkeit giebt, und die Menſchenkinder erheitert, die einen Tag und alle Tage aus einem Joch in's andere geſpannt werden. In der Arbeit hielten ſie ihren Sklavengang, und ſchienen nur Ma-

ſchinen zu ſeyn. Aber jetzt fühlen ſie ihr Daſeyn, und freuen ſich deſſen.

Ruhe iſt der Tod des Menſchen, welcher der Arbeit gewohnt iſt; eine leere Stunde iſt ſchon unerträglich; ſie will gut oder böſe ausgefüllt ſeyn, und er muß ſpielen und trinken, wenn er nicht tanzen ſoll. Andre Erholungen kennt er nicht. Er kann kein gutes Buch, wie du, genießen. Die Predigt rührt, bewegt und beſſert ihn, wenn ſie ihm durch die ganze Action des Predigers ſinnlich gemacht wird; aber das todte Buch — er genießt es nicht, er hat auch keine Werkzeuge, um es zu genießen. Der alte Vater ſchläft auf der Poſtille ein, und der Junge geht gar nicht daran. Das kannſt du aus der Erfahrung lernen, und ich will es dir zu anderer Zeit aus phyſikaliſchen Gründen beweiſen, daß Leute, die ſich durch Leſen vergnügen ſollen, auch viel geleſen und ſich dazu gewöhnt haben müſſen; und das iſt der Fall nicht, worin ſich der arbeitſame Theil des menſchlichen Geſchlechts befindet. Willſt du Erbauungsſtunden zur Erholung? Gut; dahin läßt ſich der Menſch wenden; aber nur auf kurze Zeit und mit Untermiſchungen, wodurch dieſe Koſt gehoben wird. Die gute ſtarke Natur der Jugend, welche du die böſe nennſt, bricht durch, und ſpielt durch die Larve, welche du ihr auf das Geſicht gezwungen haſt. Sie iſt dann gefährlicher, als wenn du ſie ihre Triebe im Tanze ausdampfen läſſeſt.

Das Tanzen iſt dem Menſchen eine luſtige Ar-

heit, wobei die leere Ruhe wegfällt, und wodurch ihm zugleich ein Feld der Ehre eröffnet wird. Hier schwingt der Bauerbursch sein braunes Mädchen öffentlich, und die Alten gehen ab und zu, und freuen sich ihrer Kinder, anstatt sich traurig an den Heerd zu setzen, und auf den Stühlen zu betrinken. Die junge Frau reißt ihren Mann vom Spieltische, wo er nur sein Geld verliert, und ruft dem Spielmann auf der Tonne zu, den rechten Tanz zu spielen. Ihre Kinder bewegen sich draußen unterm Fenster, um den Schall der Violine nicht umsonst verfliegen zu lassen; Alles freuet sich, weil es hungrig auf Freude ist, und freut sich einmal satt, da es der Lust nur selten genießt, und ihrer bedarf, um sich von der langen, schweren Arbeit zu erholen.

So ist der Tanz des arbeitsamen, eines großen Theils der Menschen; und wo sie diesen nicht lieben, da sitzen die Männer in traurigen Stuben, schwelgen und spielen, und ihre Jugend schleicht in Winkel zusammen, um sich in heimlichen Lastern zu wälzen. Je roher der Mensch ist, desto mehr sucht er den Ausdruck der Bewegung. Seine Sprache dünkt ihm zu schwach, sein Auge, wenn es nicht erhitzt ist, zu blöde; er muß springen, wenn er seine Freude selbst fühlen und andern mittheilen will. Daher lieben auch die Wilden den Tanz so sehr; er ist ihnen wahres Bedürfniß, und die Nation ist die glücklichste, die viel Freuden auf diese Art auszudrücken hat, oder, wo sie gedrückt ist, viel Leid vertanzen kann.

Etwas zufälliges, bey Gelegenheit der Winter-Lustbarkeiten.

An eine Freundinn.

Ihre Anfrage samt ihren eigenen Reflexionen, womit Sie erstere begleiteten, hat mir eine angenehme Stunde verschaffet, und in diesem Augenblicke, da ich ihren schätzbaren Brief beantworte, theureste Freundinn! fühle ich die Wolthätigkeit, und den Werth der Quelle immer mehr, woraus ihre Betrachtungen gefloſſen sind. Kein säuselnder Westwind wehte über ihr Haupt, als Sie darüber nachdachten, und das Resultat ihres Herzens aufschrieben; Sie tränkten auch in dem Augenblicke ebenso wenig eine absterbende Rose mit dem Thau ihrer Thränen; nein meine Beste, nichts riecht in ihrem Briefe nach der modernen Empfindsamkeit. Sie zeigen mir vielmehr, daß Sie mit Seele und Kraft schrieben, daß Sie die beste Anlage haben, eine Mutter zu werden, die glückliche Kinder erziehen wird. Doch nun zur Sache selbst:

Sie fragen mich, ob ich auch diesen Winter zur Komödie und Maskerade gehen, oder statt dessen ihre Lesegesellschaft besuchen und Ihnen des Herrn Prof. Ehlers Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen vorlesen wollte? Ich erkläre diese Frage so, daß Sie gegen jene Lustbarkeiten was haben, welches Ihnen die Beywohnung davon bedenklich macht, und da Sie mir den Grund davon eigent-

lich nicht bestimmen, sondern nur allgemeine Betrachtungen über die Glückseligkeit des ruhigen Lebens anstellen, so scheinen Sie mich auf das Buch des Herrn Ehlers selbst zu verweisen.

Ich gestehe Ihnen also aufrichtig, daß ich das Buch mit aller möglichen Rührung des Herzens gelesen, und in dem Augenblicke gewünschet habe, daß es von der Jugend vorzüglich (das schöne Geschlecht besonders mit eingerechnet) fleißig möge gelesen werden. Ich will Ihnen auch frey gestehen, daß ich aus einem gewissen Gesichtspunkte jedes Wort in den Betrachtungen des Hrn. Ehlers unterschreibe, ob er gleichwol gegen Maskeraden, Komödien, Singspiele und mehrere dergleichen Vergnügen, die im gesellschaftlichen Leben nun einmal überall beliebt geworden sind, gewaltige Einwendungen macht. Aber dem ohnerachtet, meine Theureste! gedenke ich jenen Lustbarkeiten beyzuwohnen, würde es aber gewiß nicht thun, wenn Eltern anfiengen, ihre Kinder hinzuschicken, und sich schämten selber mitzugehen; oder überall betrachtet, wenn derjenige Theil der Menschen, der ein lobenswürdiges, untadelhaftes Leben führt, es nicht mehr für eine edle Handlung und gute Mitwürkung im Ganzen hielte, da, wo Ueberschwemmungen sind, ihren Nebenmenschen gern zu Hülfe zu eilen, oder noch deutlicher — wenn es nicht mehr eine edle Handlung bliebe, und gewissermaßen Pflicht wäre, mit einem Menschen, der (es sey mit Recht oder Unrecht) in einem üblen Rufe

ſteht, öffentlich über die Straße zu gehen, um ihm, (weil er nun einmal da iſt, und er ſo wenig, als ſein Vergehen, wenn er eines begangen, zernichtet werden kann), ſein Schickſal zu erleichtern, und ſo das Böſe, was an ihm iſt, mit der Zeit vielleicht ganz auszulöſchen.

Eben ſo, meine Theureſte! verhält es ſich mit unſeren Luſtbarkeiten. Wenn z. B. unſer zwölfe mit gleichen Grundſätzen und Geſinnungen verſehen, ſich anfiengen anzubauen, wenn wir ſo denn uns zu einem Ganzen bildeten, und durch allerley Erfahrungen ſo belehret und klug, wie jetzt, uns eine ganz eigene bürgerliche Verfaſſung für uns und unſere Nachkommen geben wollten; ſo würden wir freylich alles dasjenige, was zu Mißbräuchen Anlaß geben könnte, aus unſerem Plane wegzulaſſen ſuchen. Aber wir müſten denn doch auch darauf denken, daß unſere Nachkommen ſich mit der Zeit vermehren, ihre Gemüthsarten und Leidenſchaften verſchiedener, und ſo die Bedürfniſſe zu ihrer Erhaltung mannigfaltiger unter Ihnen werden würden. Und was blieb uns da denn übrig? nichts, als unſeren Sinnen in ihren Feyerſtunden ſolche Sachen aufzutiſchen, die nichts ſchädliches, ſondern auch an und vor ſich ſelbſt was gutes würken. Dieſen Gang von Ideen haben unſere Vorfahren auch keinesweges verfehlet; die Griechen nahmen den verſchiedentlichen Reiz der Ehre zur Grundlage, und zum Intereſſe ihrer Schauſpiele; der Zuhörer ward durch die

kräftige Darstellung aller ihrer glücklich ausgedachten und meisterhaft behandelten Folgen mächtig gerührt, und diese würkte vortrefflich auf den thätigen Geist des Volks. Selbst die nachherigen Schauspiele unter den Christen, worinn Züge aus der Religion, oder biblischen Geschichte bearbeitet wurden, zeigen es deutlich, daß man die edelsten Tugenden dazu ausgewählet hat, um solche unter anziehenden und vergnügenden Gestalten dem Volke beliebt zu machen. Dergleichen große Operationen erfoderen nun freylich Mannigfaltigkeit in der Erfindung und Anordnung des Planes, und wenn etwas von Liebe und Heyrathen in jenen Schauspielen unser verschiedenen Alten vorkam, so war doch der eigentliche Endzweck davon nur dieses, daß diese reichhaltigen und zu verschiedenen Wendungen dienenden Charaktere mit auf jene ursprüngliche große Absicht würken, und selbige desto gewisser beförderen helfen sollten, allein auch hier zeigte sich mit der Zeit die menschliche Schwachheit; die Verfasser der Schauspiele, durch Ruhmbegierde zu sehr geblendet, und durch Neid verdorben, wagten Abweichungen von jenem großen Plane, und so können Sie sich leicht vorstellen, meine theureste Freundinn! daß die ursprünglich löbliche Absicht jener Vergnügungen mit der Zeit in ganz abscheuliche Mißbräuche ausgeartet ist; nehmen Sie z. B. viele unserer heutigen Schauspiele, die eine rechte Kuppeljagd von verliebten Narren und Närrinnen sind, und worinn der erste Held des Stücks bis

auf den Spaß machenden Bedienten, und die Heldinn bis auf das schnippische Kammerkäzgen Liebe schnauben. Aber an gesitteten Oertern werden dergleichen Stücke doch nie geduldet, und Sie werden mir denn also doch darin beypflichten, daß zufällige Folgen uns nicht berechtigen, der Sache allen Werth abzusprechen; und überdem wissen Sie es ja selbst, daß diejenigen Moralisten, welche die Sache mit einem theologischen Machtspruche abgefertigt, und durchaus für verdammlich erkläret, dadurch den Spöttern nur mehr Anlaß und Stoff zur Satyre gaben, und die Sache eher schlimmer, als besser gemacht haben.

Aber meine Theureste! nun muß ich noch (um ihrer Anfrage ein Genüge zu leisten) eine wichtige Frage berühren, welche heut zu Tage nur gar zu oft mit der ersten verworren wird. Und diese bestehet darinn: wie steht es aus, wenn wir die öffentlichen Vergnügungen vor den Richterstuhl der Politik oder Oekonomie foderen? Hierbey muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich mich öfters auf ein öffentliches Vergnügen freuen, und doch vor dessen bösen Folgen zurückzittern kann. Allein hier liegt der Fehler wiederum nicht in der Sache selbst, sondern in den bösartigen Ausschweiffungen des Menschengeschlechtes: denn erstere ist nicht für Müßiggänger, oder solche Art Leute da, welche aus Nebenabsichten hingehen, und entweder nicht geschickt, oder zu verdorben sind, um den wahren Endzweck der Sache zu beherzigen, die uns neuen Muth

zu unſeren edlen Berufsgeſchäften geben, die uns aufmuntern, die uns bezaubern, aber in der Bezauberung ſelbſt zu edlen Gefühlen und Entſchlieſſungen hinreiſſen ſoll. Ich habe es bey Erörterung dieſer Frage hauptſächlich nur mit zwey Art Perſonen zu thun, nemlich mit Oberen, und Elteren. Beyde müſſen den Plan ihrer Regierung, die Sie von Gott empfiengen, verſtehen, aufrichtig beherzigen, und vorſichtig ausführen. Ich zweifele, ob das Vergnügen nicht überhaupt mit zu den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur gerechnet werden muß, und folglich, da der Menſch ſich nicht gut ohne Belohnung, die den ganzen Begriff des Vergnügens umfaſſet, regieren läßt, ſo muß man ihm letzteres nur ſo unſchädlich als möglich zu machen ſuchen; und diejenigen Männer, welche dieſen Plan bearbeitet, und ſich darinn als aufrichtige Beurtheiler und Wegweiſer bewieſen haben, ſind mir weit verehrungswürdiger, finden im Ganzen mehr Gehör, und haben bis hiehin mehr Vortheil geſtiftet, als diejenigen, welche etwas mit Stolz gleich zu verachten, und mit Machtſprüchen abzufertigen gewohnt ſind?

Zum Beſchluſſe muß ich Ihnen noch einen rührenden Auftritt erzählen, dem ich vorigen Herbſt beywohnte. Ein Vater, welcher ſechs Kinder hatte, die er gleich zärtlich, doch männlich liebte, wollte den Kindern insgeſamt an ſeinem Namenstage etwas ſchenken. Er verſammlete Sie nach Tiſche im Garten auf einem grünen Brinke unter einem Apfelbaume,

deſſen Aeſte von der herrlichſt gefärbten Frucht ſchwer niederhiengen, und den kleinen Brink beſchatteten. „Sehet hier liebe Kinder (ſagte der Vater) dieſen ganzen Baum ſamt der Frucht ſchenke ich Euch! ihr wiſſet, es ſind eure Lieblingsäpfel: wenn ihr aus der Schule kommet, und fleißig geweſen ſeyd, dann gehet insgeſamt hieher und vergnüget Euch! Ich werde das Gras vorerſt nicht abmähen laſſen, damit die Aepfel weich fallen, und ihr könnet denn in aller Sittſamkeit euer Spiel damit haben, um die abgefallenen Aepfel aus dem Graſe hervorzuſuchen. Karl (das war der älteſte) ſoll die Aufſicht darüber haben, damit ihr euch artig aufführet, und nicht zu viel eſſet. Ich befehle euch aber, daß ihr zur Zeit der Schule euch hier nicht aufhaltet; auch beſonders will ich nicht, daß, wenn es Bet- und Bußtag iſt, und die Leute in der Kirche ſind, ihr auf dem Brinke lieget und Lärm machet, denn eines theils ſind wir zu nahe an der Kirche, und andern theils mögten unſrer Nachbaren Kinder ſich daran ärgern, ich will vielmehr, daß ihr dann auch fleißig in die Kirche geht, und euch des Spielens und Lärmens hier enthaltet! Diejenigen nun, die dieſes nicht in Acht nehmen, ſollen ganz davon ausgeſchloſſen ſeyn, und die Frommen ſollen alles allein haben.“ — Nun gieng der Vater mit mir ins Haus; die Freude der Kinder ging über alles. Ich blieb noch acht Tage da, und was glauben Sie, meine Theureſte! was geſchah? — Die Kinder trugen kein Bedenken ſich aus

Kirche und Schule unter den Aepfelbaum zu schleichen, und in den vier ersten Tagen lag Karl nebst drei andern schon krank zu Bette. Der äußerst darüber besorgte und sich kränkende Vater ließ einen Arzt kommen. Dieser äußerte, daß sich alle sechs Kinder mit Aepfeln den Magen verdorben hätten, er wollte zwar was verordnen, und verspräche auch baldige Genesung, aber er müste seiner Pflicht gemäß durchaus darauf bestehen, daß den Kindern nicht ferner erlaubt würde Aepfel zu essen. Der zärtliche Vater war äußerst darüber betroffen, und frug mich, ob ich nicht glaubte, daß Aepfel gesund wären? Ich antwortete, ja, wenn sie mäßig gegessen werden. Und (erwiederte der Vater) der Doctor will es doch durchaus nicht. Ich frug ihn darauf, ob er den Kindern denn nun gar keine geben würde? Ey denken Sie doch (antwortete er) die Kinder sind nun einmal daran gewöhnt, ich habe sie immer so gut damit zur Arbeit gekrigt: wenn ich sie ihnen ganz entziehe, so schreyen Sie sich den Hals ab, und wie kann ich immer mit der Ruthe darauf liegen? Zwar, weil der Doctor sie verboten hat, so will ich jedem den Tag über nur zwey geben. Also sehen Sie jetzt (erwiederte ich) daß der Doctor scharf in der Verordnung seyn muste, denn er wuste wol, daß der zärtliche Vater seine Verordnung überschreiten würde. Der Doctor kam den folgenden Tag wieder, Karl ward schlimmer, und im vierten Tage starb er. Der Vater kam vor Schmerzen fast von Sinnen, er

machte sich Vorwürfe über Vorwürfe, und vergoß über seine Unvorsichtigkeit die bittersten Zähren. Morgen (sagte er) soll der Baum abgehauen werden, daß ich ihn nie wieder anblicken, und der Anblick diese schmerzhafte Wunde wieder in Zukunft aufreissen kann. Ich reisete gleich darauf weg, und als ich jüngst den Ort wieder paßirte, besuchte ich meinen Freund, den ich über den Verlust seines Karls noch ganz untröstbar fand. Allein der Baum stand noch da; ich frug ihn, warum er ihn nicht habe abhauen lassen? O mein Freund, (antwortete er) ich habe der Sache nachgedacht; meine Kinder sind eines theils, da Sie die Ursache von Karls Tod wissen, jetzt vorsichtiger, und fodern selten Aepfel, und höchstens denn, wenn Sie aus der Schule kommen; ich denke auch, da ich in meinen Ermahnungen von dieser traurigen Geschichte öfters Gebrauch mache, daß ich künftig dergleichen nicht wieder zu besorgen habe. Etwas Freude müssen die Kinder doch haben, und es ist besser, daß Sie solche unter meiner Aufsicht genießen, als wenn ich sie mir vom Halse schaffte, und in fremder Nachbaren Häuser schickte. — —

Was glauben Sie, meine werthe Freundinn! war der Doctor in obigem Falle zu tadeln, daß er die Aepfel ganz verbot? — war es nicht eine natürliche Folge des gerechten väterlichen Schmerzes, daß der Baum sollte bis auf den Grund abgehauen werden? — und endlich war die letzte Reflexion des nachden-

kenden Vaters nicht auch vernünftig und edel? ich weiß, Sie müssen zu allem ja sagen! Sehen Sie, so verschieden sind die Umstände, woraus eine Sache oft will betrachtet seyn, um richtig beurtheilet zu werden. Ich für mein Theil tadle so wenig Hrn. Ehlers, als einen Prediger, der öffentlich wider manche öffentliche Vergnügungen eifert. Und ich halte dieses vielmehr gewisser maßen für nothwendig; dem ohnerachtet, meine Theureste! so lange Seelen mit Ihren sittsamen und edlen Eigenschaften dergleichen öffentlichen Lustbarkeiten beiwohnen, werden Sie und Ihres Gleichen vieles dazu beitragen, daß dergleichen Sachen, die doch nun einmal privilegirt sind, in den ehrbarsten Schranken bleiben und keinen Anstoß geben. Ihre Hauptgeschäfte und Ihre Pflichten leiden nicht darunter, und die Art und Weise, wie Sie an solchen Vergnügungen Theil nehmen, ist und bleibt in meinen Augen eine liebenswürdige Tugend. Leben Sie wohl, ich bin von Ihnen, theureste Freundinn!

der innigste Verehrer
Möser.

Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren.

Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Aufklärung daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung,

doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren so genannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen*) aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wiederzufinden. So sagten sie zum Exempel zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken, oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazirten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtniß-Hülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthür warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützerweise verstreuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Gesinde einen Denkzettel zu geben, und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die, zusammengenommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorüber gehen konnte, ohne einen verstohlnen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe; und was dergle-

*) Was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen.

chen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit einem Worte: sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten.

* * *

Wenn man einmal den Fuchs eine Rolle in der Fabel hat spielen lassen, so kann man ihm auch mehrere auftragen; und eben so, wo die heiligen Engel sich ihre Füßchen verwunden können, da kann man sie auch die Posaune blasen lassen. Die Phantasie, oder der Bildungstrieb im Menschen, geht unaufhörlich in ihrem Gange fort, setzt Köpfe zu Füßen, Pausbacken zu Köpfen, und Posaunen zu Pausbacken. Auf diese Art entsteht dann ein ganzes Reich, das Reich des Aberglaubens, wie ein Reich der Fabel, oder eine Götterwelt, die in ihrer Erdichtung eben so consequent handelt, und handeln muß. —

Also sind die Regeln nicht zu verachten.

Sie können, mein lieber Freund, Ihr regelloses Werk bei mir nicht damit entschuldigen, daß die Regeln nur Leitbänder für Kinder seyen, die der Mann nicht gebrauche, und daß nichts so sehr dem Fortgange aller Künste schade, als die ängstliche Regelmäßigkeit,

womit die mehrsten unter uns arbeiten. Dergleichen Trugschlüsse verführen den Kenner nicht. Jede Regel muß das Resultat einer richtigen und glücklichen Erfahrung seyn; und wenn Sie mir dieses einräumen müssen, so frage ich Sie jetzt: wo Sie die Erfahrungen angestellt haben, nach welchen Sie sich bei Ihren Arbeiten gerichtet?

Ihr Werk mißfällt mir; folglich haben Sie meine Erfahrung wider sich; und diese damit abzuweisen, daß Sie sich durch keine Regeln fesseln lassen, ist, im Vertrauen gesagt, ein bischen unfreundlich. Niemand verwehrt es dem Genie, alle vor ihm gewesene Regeln zu überschreiten, und man kann mit Recht sagen, das Genie sey daran gar nicht gebunden, und es gebe gar keinen Gesetzgeber für das Genie. Aber indem der Adler solchergestalt seinen eigenen kühnen Flug nimmt, so muß er sich doch in einer Bahn halten, wo ihn die Sonne nicht verbrennt; dann nennt man es eine richtige und glückliche Erfahrung, wenn ihm hierin auch kein Adler vorgeflogen ist, oder nachfliegen kann; und diese Erfahrung ist seine Regel.

Sie sehen also, liebster Freund, daß auch der höchste Flug sein Maß und seine Regel hat, und daß einer sich nicht leicht davon entfernen kann, ohne einen Fehler zu begehen. Wenn Sie mich aber fragen, was ein Schriftsteller für Erfahrungen machen könne, um zu wissen, ob sein Werk gut oder schlecht gerathen sey, so ist dies eine andere Frage. Einmal kann er

ſo hoch fliegen, daß ihm kein ſterbliches Auge folgen kann; und dann kann er machen was er will. Niemand ſieht ihn und Niemand beurtheilt ihn; er iſt Schöpfer ſeiner eigenen Welt, worin er ſich einſam ſo lange ſelbſt bewundern kann, als es ihm gefällt. Hiernächſt kann er auch einen Flug nehmen, worin er bloß den gewaffneten Augen ſichtbar bleibt; und wenn er dieſes thut, ſo iſt der große Beifall, den er von dieſen erhält, für ihn eine glückliche Erfahrung. Will er aber von allen Augen geſehen, beurtheilt und bewundert werden, ſo ſchadet ihm der Tadel der gewaffneten Augen ſo ſehr nicht, wenn er nur, wie ich hier ohne weitere Einſchränkung unverfänglich zugeben will, dem größten Theile gefällt. Hat er aber ſo wenig das Eine als das Andere für ſich, ſo iſt ſein Flug eine Verwegenheit, die ſich damit, daß das Genie keinen Geſetzgeber erkenne, keineswegs entſchuldigen läßt.

Die Geſchichte in der Geſtalt einer Epopöe.

Die Geſchichte in der Geſtalt einer Epopöe wird zwar Vielen ſeltſam ſcheinen, und vielleicht wird man gar befürchten, ich dächte das Wahre mit dem Großen, das Nackte mit dem Schönen und das Schlechte mit dem Aufgeſtutzten zu vermiſchen; oder wohl gar die Begebenheiten in einen Roman und die Apoſtelgeſchichte in eine Meſſiade zu verwandeln. Die Be-

ſorgniß iſt auch nicht ohne allen Grund; zumal wenn man das Coſtume der jetzigen Zeiten, und beſonders der Franzoſen bedenkt, welche in der Geſchichte gern ſchildern, ihre Schilderungen gern übertreiben und oft das Ideal verfolgen, wenn das Wahre nicht genug entzücken oder kitzeln will. Und wer in der Verſuchung geweſen, der wird leicht erkennen, wie geſchwind man eine Geſchichte von der Seite faſſet, nach welcher ſie mit unſerm Plan, mit einer ſchmeichelnden Entdeckung, oder mit unſerm Vorurtheil paſſet. Nichts iſt leichter und bequemer, als eine Urſache unterzuſchieben, daraus den Vorfällen eine Erklärung zu geben, und damit, nach Art eines Voltaire, das Angenehme und Unterhaltende auf Koſten der Wahrheit zu befördern. Und dieſes würde gewiß der Geiſt der Epopöe mit ſich bringen, wenn eine Geſchichte in dieſer Art, und von Männern geſchrieben würde, welche nothwendig viel Feuer, und mit dieſem auch einen Hang zum Ausſchweifenden, zum Mahleriſchen und zu Erfindungen beſitzen müßten.

Demungeachtet aber wünſche ich doch, daß dieſe Art erwählet, und ein Geſchichtſchreiber vorhanden ſeyn möchte, welcher alle Vortheile eines Genies ohne die faſt nothwendig damit verknüpften Fehler beſitzen müßte. In einzelnen Stücken der Geſchichte, in Lebensläufen beſonderer Helden, in Beſchreibungen großer Revolutionen, in Erzählungen gewiſſer Kriege, welche nur Einen Endzweck gehabt haben, mangeln auch dergleichen Genies

nicht. Und die Wahrheit zu bekennen, so scheinen auch dergleichen einzelne große Handlungen, welche ihre gewisse Dauer, ihre bestimmten Charaktere, ihre völlige Größe, und den Vortheil haben, daß sich alle darin vorkommende Zwischenfälle zu Einer Hauptabsicht vereinigen und durch eine einzige Triebfeder geweckt werden, sich einzig und allein den Epopöen anzubieten; wo hingegen die lange schleppende Reihe mehrerer neben einander herlaufender Begebenheiten, welche gar keine Verbindungen mit einander haben, in keinen gemeinschaftlichen Knoten zusammenlaufen, und nicht als Episoden mit untergeordnet werden können, sich gleichsam wider die Hand des Dichters zu sträuben scheinen. Dieses ist überhaupt wahr. Nur dürften sich noch viele Geschichten finden, welche zur ersten Art bequem gemacht werden können, bisher aber nicht also abgehandelt worden.

Viele Geschichtschreiber bedienen sich der Abtheilung in gewisse Perioden, ohne den Vortheil zu kennen, welchen ein geschicktes Genie daraus ziehen kann. Eine Periode sollte nicht das Leben einer gewissen königlichen Familie, sondern eine ganze Reichsveränderung enthalten. Das Leben eines Königs ist gewissermaßen das Leben eines Privatmannes, und der Geschichtschreiber sollte sich dieser Abmessungen nicht weiter bedienen, als um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Es sollte der Tod eines Königs, oder der Ausgang einer herrschenden Familie keinen Absatz in

einer Reichsgeschichte machen. Mit dem Ausgang der Könige zu Rom schließt sich eine Periode; mit dem Tode Alexanders des Großen wird eine Monarchie zertrümmert; der Ausgang des Carolingischen Stammes zieht eine ganze Staatsveränderung nach sich. Dieses sind und sollen Perioden seyn. Und wenn man so den Begriff davon festsetzt, so wird es meines Ermessens möglich seyn, der Geschichte den Schwung der Epopöe zu geben. Im Anfang einer Periode arbeiten gemeiniglich Freiheit und Unterdrückung gegen einander. Sie bringen ein Hauptwerk, entweder eine Monarchie, oder eine Demokratie, oder eine Republik hervor. Dieses steigt zu einer gewissen Vollkommenheit, schwächt sich, sinkt und fällt am Ende der Periode wieder. Dies wird man fast in allen Ländern bemerken. Und wo dieses ist, da lassen sich alle Bemühungen der sich sträubenden Freiheit, alle Unternehmungen und Gesetze der drückenden Macht, alle Fehler von beiden Seiten, der mit der Freiheit blühende Handel, der mit der Monarchie steigende Glanz der Wissenschaften, die würkende Ehre, die kriechende Furcht, und sehr viele andere Dinge in eine Epopöe zusammenflechten, und fast alle untere Begebenheiten als Episoden und Zierrathen gebrauchen.

In Frankreich haben die Monarchen, in England die Edlen und Freien, in Deutschland die Kronbedienten gesiegt. Die Vollkommenheit einer jeden von diesen freien Verfassungen ist das Handwerk, welches durch

mehr als tausendjährige Arbeiten gewürket worden. Hier hat der Geschichtschreiber also ein Ganzes, und kann bei dem Schluß eines jeden mit dem Dichter sagen:

Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Allein auch in diesem Ganzen liegen Perioden, welche, für sich allein genommen, die gehörige Größe, die Hoheit der Absicht und allen Vortheil der Epopöe darbieten. Ehe Carl der Große die Sachsen überwand, zeigt sich die schönste Periode des freien Adels. Dessen Einrichtung, die Oeconomie ihrer Kräfte zur gemeinsamen Erhaltung ihrer Staatsverfassung im Kriege und im Frieden, ihre Religion, welche der Freiheit und der Tapferkeit günstig seyn mußte, ihre dahin abzielenden Gesetze, ihre Gebräuche, ihre Kriege mit den Franken, kurz alles, was man nur von ihnen weiß, arbeitet zu dem gemeinschaftlichen Endzweck der Freiheit. Und die Fehler in ihrer Verfassung gegen eine bessere vereinte Macht, ihre innerlichen Uneinigkeiten und die für solche Fälle unzulänglichen Gesetze bereiten ihren langsamen Untergang, und schließen diese glückliche Periode. — — —

Ueber die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache wird von Einigen für sehr reich gehalten; mir aber kommt sie noch immer zu arm vor, nicht so wohl deswillen, weil sie in das We-

sen einer Sache gar nicht eindringen kann; denn diesen Mangel haben auch unsre Begriffe, und zu etwas mehrem als unsre Begriffe auszudrücken ist keine Sprache gemacht; auch nicht um deswillen, weil sie eine Menge von Größen und Eigenschaften, besonders aber die feinen Unterschiede derselben nicht namentlich angeben kann; denn auch hier ist die Empfindung immer reicher als der Ausdruck; man dürfte nicht einmal wünschen einen solchen Reichthum zu haben, womit man diesem Unterschied in's Unendliche nachfolgen könnte — sondern weil sie wirklich an solchen Ausdrücken Mangel hat, welche das tägliche Leben, den täglichen Umgang betreffen und zu unserm nächsten Bedürfniß gehören; oder, um mich deutlicher auszudrücken, weil wir mit Hülfe derselben kein tägliches Leben, was in jedem Provinzial-Dialect vollkommen geschildert werden kann, vorstellen können.

Dieser Mangel rührt unstreitig daher, daß die deutsche Sprache in keiner deutschen Provinz gesprochen wird, sondern eine todte Bücherſprache ist, worüber sich die Schreibenden vereinigt oder verglichen haben *). In eine solche Sprache ist auch natürlicher Weise nichts aufgenommen, was außer der Sphäre der Schreibenden gewesen, und solchem nach sind die Bedürfnisse des täglichen Lebens fast überall besser mit

*) Möser schrieb dieses wahrscheinlich in den sechziger Jahren.

Provinzial-Worten und Bildern als in der Bücherſprache auszudrücken.

Verſchiedene große Genies, welche dieſen Mangel gefühlt, haben zwar ſeit einiger Zeit geſucht demſelben abzuhelfen; aber kaum wagt ein Leſſing das Wort Schnickſchnack, oder beſchreibt uns ſtiere, ſtarre Augen, ſo empören ſich diejenigen, welche die Buchſprache allein gebraucht wiſſen wollen, gegen dergleichen Bemühungen, und maßen ſich das Recht an, was die franzöſiſche Academie mit ſo vielem Nachtheil über ihre Sprache ausgeübt hat.

Der Engländer allein nimmt alles an, was er gebraucht und nützlich findet; und dieſes thut mit ihm jeder Provinzial-Dialect. Man ſehe Menſchen im täglichen Leben, und ihrer ganzen Freiheit, wie ſie in ihren Ausdrücken einen Gegenſtand ſchildern und durch die Nachäffung vorbilden wollen; ihr Auge, ihr Geſicht, ihre Gebehrde und ihre Sprache wird muthwillig, nachäffend, launicht und mahleriſch; ſie machen Worte, nehmen eine ganz eigne Wendung ihrer Rede, verkürzen, verbeſſern und verderben manches Wort, und erſchaffen ſich eine Sprache, die ihren Gegenſtand ganz natürlich darſtellt, ohne ſich im geringſten nach den Regeln der Buchſprache zu richten. Dieſes leidet jeder Provinzial-Dialect, und die engliſche Sprache iſt ein Provinzial-Dialect, der ſich zur Buchſprache für die ganze Nation erhoben hat, anſtatt daß alle übrigen gelehrten Sprachen in Europa nichts wie ein

Buch-Herkommen zum Grunde haben, oder doch durch tyranniſche Kritiker von ihrer natürlichen Macht auf eine künſtliche herabgeſetzt ſind.

Vorrede
zu der zweiten Ausgabe des Harlequin.

Da ich vor einiger Zeit in Gefahr geweſen aus dieſer beſten Welt cum infamia relegirt zu werden, ſo ſollte ich mich billig nicht wieder öffentlich ſehen laſſen, und mich in meinen philoſophiſchen Pelzmantel, worin es ſich ganz warm ſitzt, wenn nur ein wenig innerliche Wärme dazu kommt, bis an die Naſe verhüllen. Indeſſen habe ich doch nach reiflicher Erwägung, wie viel ſeit Erſchaffung der Welt mit einem distingue ausgerichtet worden, mich unmöglich enthalten können, bei dem Grabe der Mrs. Pritchard noch einmal auf meine Zehe zu treten, und mit einem traurigen Blicke auf dieſes erhabene und von Fremden verachtete Denkmal, meine Feinde in Deutſchland zu bitten, mir ihren letzten Segen nicht zu verſagen. Ich will ihnen dagegen mit reuigem Muthe bekennen, daß ich niemals wiederum in einer Landſtadt auf der Bühne erſcheinen, ſondern nur ſolche Orte zu meinem Aufenthalt wählen werde, wo das leidige Verderben der Menſchen meine freundliche Hülfe mehr als jemals fordert. Es hat mir lange geſchienen, daß der Krieg, welchen Rouſſeau den Wiſſenſchaften angekündigt, eben

derſelbe ſey, welcher ſeit langen Jahren von einem großen Theil ehrlicher Männer gegen den Luxus geführt worden, und daß alle Wiſſenſchaften, ſie mögen nun theologiſch, juriſtiſch, mediciniſch oder philoſophiſch ſeyn, ein Luxus der Seele ſeyen, welcher für den Bürger und Landmann in kleinen Städten das größte Verderben erzeugen könnte. So wie nun aber daraus nicht folget, daß die Lichter der Erde um deswillen ausgeputzt werden müſſen, ſo hoffe ich auch, man werde mich mit allen großen Gelehrten, denen der Luxus der Seele nicht zum Vorwurf gereicht, dort dulden, wo die unendlich vermehrten Krankheiten allerhand Arten von Curen, die zur Freude des menſchlichen Geſchlechts gewiß nicht erfunden, aber dem armen Sünder doch ſehr nöthig ſind, erfordern; und auf dieſes distingue wird man man mir hoffentlich meinen Geleitsbrief in Gedanken bewilligen.

Ich hatte mir ſonſt noch vorgeſetzt, etwas von der Comödie mit ſtehenden Characteren zu ſchreiben und zu zeigen, daß der Capitano, der Doctor, der Harlequin, der Scapin, der Alte, dasjenige auf der Bühne leiſten, was der Löwe, der Fuchs in der Fabel, oder Jupiter, Venus und Minerva in der Heldengeſchichte leiſten, nemlich, daß ſie ſogleich den ganzen Character des Handelnden auf dem kürzeſten Wege zur Intuition bringen und ein überaus bequemes Mittel darbieten, um die Erzählung wie die Handlung abzukürzen. Ich wollte hieraus den Schluß

ziehen, daß, so wenig wir jene allgemeinen und symbolischen Conventional-Begriffe ohne Nachtheil der Künste entbehren können — —

— — —

Die Deutschen haben die wenigsten stehenden Charactere und, aus Mangel einer Hauptstadt, wenige symbolische Worte, kein la Greve, kein Drury-lane, kein Tyburn, keine genugsam bekannte Helden.

— — —

Harlequins Stoßgebet. Allmächtiger und allweiser Schöpfer! erbarme dich deines närrischen Geschöpfs, das du so wunderbarlich gemacht und mit einer Kraft begabt hast aus freiem Willen zu lachen, wenn die Feinde ihr Vergnügen bloß mit der Nase suchen und finden können; zu lachen, während der Zeit Andere vor Vergnügen weinen, oder wohl gar trockne Gesichter machen. Du hast mir die Vernunft zu einer nothdürftigen Handlaterne gegeben, nicht um die Sonne und den Mond damit aufzusuchen, sondern meinen Weg auf dieser dunkeln Erde zu finden. —

Ueber Vereine zu sittlichen und bürgerlichen Zwecken.

Seitdem die Gesetze sich so sehr vermehrt und viele Dinge als Pflichten erzwungen haben, welche vorhin von eines jeden freiem Willen abhingen, hört man

immer weniger von Brüderſchaften oder Geſellſchaften, welche ſich zu Ausübung gewiſſer Pflichten mittelſt eines Gelübdes verbanden. Ja es ſcheint, daß, wenn ſich jetzt dergleichen zuſammenthun würden, die Meiſten darüber lachen und Viele darüber eifern würden. Das menſchliche Herz hat in den Augen junger Sittenlehrer ſo vieles von ſeinen Krauſen und Falten verloren, der ältere dünkt ſich ſo ſtark mit ſeinem Syſtem, und mancher despotiſche Geſetzgeber rechnet ſo viel auf Zuchthaus und Karrenſtrafe, daß es Keiner mehr der Mühe werth hält, die geheimen Triebfedern der Menſchen zum allgemeinen Beſten zu ſpannen, ihre beſten Leidenſchaften zu nützen und ſie auf mehr als eine Art zu führen. Höchſtens ſucht man noch ihre Ehrbegierde zu reizen und den Geiz durch Belohnungen aufzuwecken.

Indeſſen bleibt es doch, wenn wir der Erfahrung nachgehen, eine unläugbare Wahrheit, daß der Menſch leicht hartmäulig werde und die täglich gewohnten Stangen oft vor die Bruſt ſetze; oder daß die allgemeinen Lehren und Geſetze mit der Zeit ihre Kraft verlieren, und in vielen beſondern Fällen dasjenige nicht mehr wirken, was ſie anfänglich in ihrer Neuheit gewirkt haben. Es bleibt eine ſichere Wahrheit, daß der Menſch ſich an eine ſelbſterwählte Pflicht lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an alles, was ihm durch die Geſetze befohlen wird; es ſey nun, daß die Eigenliebe hierunter ihr Spiel habe,

oder der Menſch ein ſo ſonderbares Thier ſey, welches ſeinen freien Hals nie völlig unter ein aufgelegtes Joch beugen will. Den Beweis davon geben alle Secten in ihrer Neuheit.

Die Alten, welche der Erfahrung mehr als einer ſchönen Theorie folgten, rechneten hingegen weit mehr auf jene freiwilligen Gelübde, und begünſtigten die Brüderſchaften, welche ſich der Ausübung gewiſſer Pflichten weiheten; und nirgends finden ſich noch jetzt mehrere Geſellſchaften dieſer Art als in London, wo die Geſetze für alle Bedürfniſſe nicht zureichen und der vereinigte Entſchluß vieler Patrioten nöthig iſt, um die eine oder andre wohlthätige Tugend in beſſere Uebung zu bringen.

Oft habe ich daher gewünſcht, daß dergleichen Geſellſchaften nicht ganz aus der Mode kommen möchten. —

Gelegentliche Bemerkungen.

Man kannte in Aegypten den Begriff nicht, quod territorium faciat subditum, ſondern nur die Hörigkeit inter dominum et servum. Joſeph wollte alſo keine Unterthanen in Leibeigne, ſondern einzelne wilde Wohner, oder Nomaden auf ägyptiſchem Boden in Unterthanen verwandeln, oder zu einer geſellſchaftlichen Vertheidigung vereinigen.

Die Abgötterei war ehemals gemeiner, weil man

den Territorial-Begriff nicht hatte und die Unterthanen durch Hörigkeit an gewisse Götter binden wollte. Der damalige Religionszwang ging auf das Unterthanen-Bekenntniß. Nebucadnezars goldnes Bild war Huldigung.

Der jährliche Gang des jüdischen Volks nach Jerusalem sollte ihre Freiheit wahren. Wären sie jedes Orts in die Capelle ihres Patrons gegangen, so wären sie vielleicht dessen Sclaven geworden.

Die Götter der von den Römern überwundenen Völker erhielten ihr Bürgerrecht in Rom.

Man kann die Periode Karls des Großen die güldne nennen; und wer die Capitularien dieses Mannes ohne Rührung lesen kann, wer seine Sorgfalt für den gemeinen Landeigenthümer, ohne von einer bewundernden und erkenntlichen Andacht auf seine Kniee gerissen zu werden, betrachten kann, der muß das Herz eines Finanz-Pächters besitzen.

Geist der Zeit. Das Leben aller Heiligen zeigt, daß sie durch anschauliche, sinnliche Reizungen in Versuchung geführt worden. Jetzt hingegen sucht man erst das Herz zu interessiren, und überhaupt sind alle Versuchungen jetzt auf scheinbare Tugenden gebaut. Mitleid, Wohlthätigkeit, Freundschaft, alle führen jetzt zu Liebe; und man fällt ihr so natürlich in die Arme. Wer jetzt einen Heiligen verführen wollte, müßte ihm in der Gestalt eines verirrten Schaafes begegnen.

Zugabe.

Lettre à Mr. de Voltaire

contenant

un Essai sur le Caractère

du

Dr. Martin Luther

et sa Reformation.

Monsieur!

Je sçai, Mr., que Vous êtes assez équitable, pour ne pas haïr un hérétique, qui en se damnant de la plus bonne foi du monde, en est assurement assez puni pour son erreur. Mais cette complaisance, quelque conforme qu'elle soit aux sentimens d'un sage, ne s'étend pas, ce me semble, jusqu'au D. Luther, et c'est peut-être par une suite de sentimens contraires, que ce grand homme n'a jamais pu obtenir la part meritée de Votre Estime.

Dans les lettres sur les Anglois*) où le caractère de cette Nation semble être devenu le Votre

*) V. la Septième lettre.

pour la peindre d'après nature, il est dit: „n'est-ce pas une chose plaisante, que Luther, Calvin, Zwingle, tous écrivains, qu'on ne peut lire, ayent fondé des sectes, qui partagent l'Europe, que l'ignorant Mahomet ait donné une religion à l'Asie et à l'Afrique? Voilà ce que c'est que de venir au Monde à-propos; si le Cardinal de Retz reparoissoit aujourd'hui, il n'ameuteroit pas dix femmes dans Paris.“ Les mêmes sentimens, un peu variés seulement ont été prêtés au Sage et au peuple *) hors-mi que ce sont là les Thomistes et Scotistes auxquels Vous avez assigné un même rang avec Luther et Calvin.

Je ne comprens pas, Mr., quelle comparaison qu'on puisse faire de ces héros pacifiques à l'ignorant Mahomet, dont l'affreuse politique établit son fanatisme par le feu et le sang, pendant que les autres prechèrent paisiblement l'évangile. Je ne puis deviner non plus ce que Luther et les Thomistes ont de commun. Car quelque Vénération que je porte à l'angélique Thomas, et à ses disciples chérubiques; quelques fines que soient ses distinctions, limitations et restrictions sur la perte du Pucelage **), il est néanmoins vrai, que les doctes baga-

*) V. le discours sur la Voix du Sage et du peuple.

**) V. D. Thomae Secundam secundae qu. 152. art. 12. 34. et le Cardinal son commentateur.

telles de cet Etre spéculatif et les savantes Chicanes sur des matières frivoles de ses adhérans diffèrent de l'érudition solide de Luther, comme l'art de labourer la terre d'un Système de Tourbillons. Aussi le Cardinal de Retz, qui fit les meilleurs plans du monde, qui entama les intrigues avec toute la finesse possible, a toujours manqué dans l'exécution et ne peut aller de pair avec le D. Martin, dont les entreprises marquèrent d'un Genie, capable à saisir tous les avantages sans en perdre un seul.

Ces considérations m'auroient persuadé, que Vous n'aviez peut-être jamais été assez désoeuvré, Mr., pour lire les écrits de Luther, qui font, je ne sçai combien des in-folio, imprimés d'un gout, que Vous nommerez Gothique, et reliés ordinairement d'une façon pour pouvoir servir de Cuirassiers dans la guerre des livres, si en écoutant la Voix du Sage et du peuple, je n'étois revenu de mon erreur, voiant que les principes, que Vous y avez fait paroitre dans un nouveau jour, sont précisement ceux, que la Reformation a fait valoir, et qui ont fait valoir la Reformation à leur tour dans les états un peu attentifs à leurs intérèts.

S'il est vrai, que rien ne fasse mieux éloge du Roi bien-aimé, que l'ordonnance de S. M. de ne point faire des Voeux avant l'age de vingt cinq ans; s'il étoit à souhaiter de même, que ce

grand Roi, pour faire bénir sa mémoire par un peuple inombrable, voudroit bien procurer à quelques mille braves sujets la facilité de se marier, et de subsister avec leurs familles du superflu de ces pieux fainéans, qui, en montrant à d'autres les richesses du Ciel, sont assez bien avisés pour leurs dérober celles de la terre, Vous ne saurez refuser Votre estime et le titre de bien-aimé à notre Reformateur, qui a combattu en héros pour la cause commune du genre humain, de sorte que sa Mémoire aujourd'hui doit être bénie de plus de dix Millions d'êtres raisonables qui doivent à sa Reformation le droit d'être au monde. Il est sûr que nous sommes redevables à son zèle de l'anéantissement de 4000 Cloitres et d'autres Etablissemens religieux également funestes à la société humaine, qui depeuploient l'Allemagne, l'Angleterre, le Danemarc, la Norvegue, la Suède, la Prusse, la Suisse et la Hollande plus que tous les fléaux du Ciel. Supposé donc, que de chaque maison religieuse trente personnes ou quinze couples se soient mariés; car il y en avoit où le nombre des religieux avec leur pendance excédoit les 200: supposé après que chaque Couple et leurs enfans se soient multipliés à raison de deux: on trouvera au bout de neuf générations que leur produit sera de 15 Millions de personnes. Pour que ce Calcul soit d'autant plus juste, je n'ai pas mis en ligne de Compte ceux,

que dans les générations suivantes la Reformation a empeché de se vouer à leur ruine, lesquels selon la même proportion, en mettant pour huit générations, huit fois 4000 quinzaines, ont donné une posterité de plus de 12 Millions: supposé enfin que le monde éclairé par Luther ait reconnu la sottise des fondateurs, dont la cruelle piété contribuoit avec une sainte fureur à l'extinction totale de leur espèce, et que par là mille nouveaux établissemens dénaturés sont étouffés dans leur naissance: il s'ensuivra que le nombre des personnes, qui doivent leur existence à ses soins paternels va à l'infini; et ce grand homme mériteroit une statue: ob conservatum Genus humanum.

Ce sujet amène une remarque, que je ne me souviens pas avoir encore été faite par un autre, c'est que l'époque des Cloitres dans les pais septentrionaux est aussi l'époque, qui a fait cesser les migrations des peuples, et par conséquent la vie monastique a servi d'un terrible fond d'amortissement du genre humain. Par une suite de cette même remarque, je crois pouvoir affirmer, que le Commerce des Indes, et les Etablissemens dans les vastes pais, qui après la Reformation ont quasi succédé à ces migrations ne seroient jamais parvenu à ce degré de perfection, si l'abolissement des Cloitres n'avoit pas fait naitre ces Millions de Mate-

lots et de Colonistes, que le Commerce des Indes coute journellement aux Nations d'Europe.

Luther ne se contenta pas d'imiter ces guides de bois, qui montrent le chemin à tous les passans sans en suivre aucun: il se maria lui-même pour encourager les autres par son exemple *), publiant en même tems une apologie **), pour ces malheureuses victimes qui aiant été sacrifiées à l'intérêt d'un aîné, ou aux dévotes caprices d'une mère, reclamoient les Droits de la nature. Il pressentit tout ce qu'on iroit lui reprocher sur une démarche aussi hardie, et le détailla même à Spalatin ***), mais comme il n'étoit pas homme à faire la chose à demi, il trancha de toutes ces difficultés, sans attendre l'avis de quelques amis trop discrets et trop timides. Son mariage a diverti plus de monde, que the Mariage of the Pope n'a jamais fait. †) Il a même servi d'une source intarissable de Calomnies, ses Ennemis connoissant si peu l'art de

*) Si Elector (Albertus Moguntinus Cardinalis) forte dicet, cur ego non ducam uxorem, qui omnes ad nubendum incito, respondebis: me semper adhuc dubitasse, an idoneus ad id sim. Attamen si meo matrimonio Elector confirmari potest, propediem paratus sum ad exemplum ei praebendum. In Ep. ad Ruelium. T. III. Altenburg p. 140.

**) Elle a pour titre: Unterricht daß Jungfrauen Klöster göttlich verlaßen. v. Tom. VI. Witt. p. 245.

***) V. T. II. E. p. 294.

†) Comédie angloise passablement bien méchante.

médire, au Sentiment de Mr. Baile *), que leurs inventions, faute de vraisemblance, firent d'abord place à la Vérité. Ce qui peut divertir le plus dans la Chronique de ce tems, c'est que les François, comme des Maimbourg, des Remond de Florimond, des Varillas et d'autres écrivains, qui ont copié ces Copistes, ont eu la folie de décrier son mariage, comme une marque de son humeur débauchée, eux, qui savoient bien, que c'est plutôt dans le Célibat qu'on goute à longs traits les douceurs d'une franche débauche. Les soins généreux que Luther prenoit à faire subsister honorablement les religieuses, qui vinrent implorer son Secours **), étoient d'autant plus extraordinaires, qu'ils durent

*) Dictionnaire à l'art. de Luther.

**) Dans une lettre à Spalatin il s'exprime de la manière suivante: Ad me venerunt novem istae apostatae moniales, vulgus miserabile, sed per honestos cives Torgavienses advectae. — — Miseret me illarum valde, maxime autem et aliarum, qui pereunt maledicta et incesta illa castitate. Sexus iste per se longe infirmissimus est, et ad virum natura immo divinitus conjunctus, tanta crudelitate separatus perditur. O Tyrannos et crudeles parentes in Germania! — — Quid cum illis agam? Primum cognatis significabo, ut eas suscipiant, qui si nolint curabo eas alibi suscipi. Nam est mihi promissio facta ab aliquibus; aliquas etiam matrimonio jungo, ubi potero. Te autem oro, ut et tu opus Charitatis facias, et pro me mendices apud aulicos tuos divites aliquid pecuniae, qua eas ad octiduum, vel quindenam aliquam alam, donec eas commode suis cognatis, aut meis promissoribus tradam. v. T. II. Ep. p. 130.

l'exposer à la critique maligne de ses Ennemis. Aussi faut-il avoir toute la bonne conscience qu'il avoit, pour ne pas sauver les apparences avec un peu plus de circonspection.

Il est aisé de voir par là, que Luther n'étoit pas homme à disputer avec les Cordeliers sur la forme de leurs Capuchons: et s'il a du soutenir, que les poulets sacrés devoient manger et boire ensemble pour pouvoir prendre les augures *): c'est que persuadé, que les mistères les plus sacrés d'une religion, qui fait préférablement à toute autre le bonheur de l'état, ne doivent pas être aggrégés aux fariboles des Thomistes, Scotistes, Occamistes, et autres pédans en istes, il fit son mieux pour faire revivre la saine et bonne doctrine des Eglises primitives, dépurer la Morale et l'employer au bonheur général du Monde. Ceux même qui n'ont pas adopté précisement ses formules, reconnoissent de plus en plus l'excellence de son système, et ce tissu spirituel, qu'on nomme Hierarchie, ne recevroit pas des coups si furieux des François et des Catholiques Romains, s'il ne leur avoit préparé le terrain. C'est déjà dans l'Es-

*) V. la huitième lettre sur les Anglois: „Marius et Sylla, Pompée et César, ne se battoient point pour décider, si les poulets sacrés devoient manger et boire, ou bien manger seulement, pour qu'on prit les augures." L'application à nos sacrés mistères se fait d'elle même.

pagne, qu'on ose penser à un tribunal ecclésiastique, qui jugera en dernier ressort les affaires litigieuses, dont un vrai reste de la barbarie Vandale fait acheter au prix de Millions la décision à Rome. Feu Mr. le Comte de Plettenberg avoit conçu le même dessein pour l'empire, gouté par Charles VI. Mais pour son malheur, et celui de l'Allemagne, il mourut précisement en allant comme ambassadeur à Rome. Sans doute, que le ciel l'a puni de ses pensées sacrilèges, disoit un Avocat de Rome.

Dans un petit traité, que Luther publia au Commencement de sa Reformation, sur la dignité, et les devoirs du Gouvernement*), il commençoit par en établir l'unité et à l'honneur de sa doctrine il n'y a pas Etat protestant, où l'unité physique et morale ne soit le dernier ressort. Ses ennemis lui ont souvent reproché, qu'il se méloit mal-à-propos de reformes politiques, et que c'étoit pour attirer les princes dans son parti, qu'il prétendoit ranger le Clergé au devoir de Sujets. Mais falloit-il donc n'enseigner qu'une Théologie sophistique pour éviter ces reproches? et un Roi devroit-il se faire moins aimer, pour ne pas faire soupçonner sa condescendance d'un orgueil raffiné?

Je conviens, Mr., que c'est beaucoup que de venir au Monde à-propos, et que Luther ne feroit

*) le titre allemand porte: Von der Würde und dem Amt der Obrigkeit.

plus fortune, s'il y venoit de nos jours, l'église une fois éclairée, et n'ayant plus le besoin de flambeaux. Peut-être que Vous en voulez inférer, Mr., que c'est aux esprits un peu bornés, qu'il a étalé son bon sens et qu'en curé adoré du village il se seroit éclipsé dans la Capitale. Mais permettez-moi de Vous dire, que c'est autant plus d'honneur pour Luther, d'avoir converti des sots, des fous et des bêtes, qu'il fut à Orphée, d'avoir touché Pluton et les pierres par la douce harmonie de sa lire. Il est plus facile de persuader la Vérité à un esprit éclairé et sensé, qu'à ces Subtilités personifiées, à ces Scholastiques opiniatres, à une populace superstitieuse, et à un Clergé intéressé à conserver les préjugés contraires. En vain les Conciles de Constance, de Pise, et de Basle ont-ils fait tous leurs efforts pour arriver au même but. En vain les Pères assemblés à Pise ont-ils fait voeux de ne se séparer, qu'après avoir reformé l'église de pié en Cap. En vain Erasme a-t-il crocheté la Serrure *). La Gloire de frapper le grand Coup étoit reservée à Luther, qui à l'exemple de l'armée Suédoise, lorsque tous ses alliés l'avoient quitté dans la grande guerre de l'Allemagne, marchoit sans réquisition par le territoire des Princes, prit les

*) Expression de Simon Fontaine Docteur en theol. à Paris, dans l'histoire Catholique de notre tems. L. VII. fol. 91. cité par Baile.

Quartiers d'hiver sans permission, et ne ménagea plus tous ces intérêts différens, qui se faufilent ordinairement avec les plus grandes Entreprises.

De chef de Secte il n'est jamais devenu chef de Parti; son devoir se bornoit à celui de Mornai, qui condamne les Combats, plaint son Maitre et le suit *) ce qui fait le vrai caractère d'un Sujet qui pense différement de son Prince sur les matières de Religion. Le Culte public dépend chez nous du Prince. Il a le Pouvoir de fixer les dogmes de ses Eglises selon les Loix fondamentales de l'Etat. Mais pour la décision c'est à nos Consciences, que nous nous en rapportons, laissant à chacun la liberté d'aller au Ciel par laquelle voye qui lui plait. Il est bien humiliant pour la raison humaine, que tant de Sectes sont venu après Luther, mais est-ce qu'on a jamais rejetté sur l'évangile de J. C. les Sottises des Sectes, qui divisent le Christianisme, et qui se fondent sur le même Evangile?

J'espère qu'après avoir mis ainsi sous un point de vue plus avantageux les hauts faits de ce grand homme, qui de simple moine s'est mis au dessus du savoir-faire de tous les Conciles: on ne sera plus tenté de croire, que ses écrits soient assez mauvais, pour qu'on les lise avec dégout. Je puis même avancer, sans aucune crainte d'être dementi

*) V. la Henriade.

par des connoisseurs, que ses livres sont écrits d'une façon si naïve, et si solide, qu'on y trouve non seulement la Vérité, mais même de l'agrément, son caractère s'imprimant dans la moindre Période. Erasme, juge compétent en matière de bel Esprit et irrité par les emportemens de Luther, n'a pas pu lui refuser ses éloges, et le Jésuite Paul Besnier *) dit hautement, qu'il écrivoit avec une netteté d'esprit, qui faisoit le Caractère de tous ses ouvrages. Si on voudroit écouter Remond de Florimond et Varillas **) le plus grand menteur, que l'histoire a jamais eu: la Nature lui sembloit avoir donné la subtilité Italienne, jointe à un corps allemand: et personne n'auroit jamais possédé à un plus haut degré l'art de connoitre tous les replis du Coeur, et de prêcher avec plus d'onction, que lui; enfin la délicatesse de son stile n'auroit cédé qu'à son aimable conversation. — — C'étoit sans doute du Diable son père et de Mégère sa mère, qu'il avoit hérité ces rares talens, mais il en étoit toujours en possession, et se moqua de ses ennemis, qui prétendirent colorer leurs defaites par des fictions grotesques.

Enfin le Pape Leon X. convenoit de la beauté

*) dans la préface de son Dict. Etym.

**) v. Varill. au L. III. dans son traité de l'hérésie p. 225. et Remond de Florimond de l'orig. et du progrès de l'hérés. L. I. cap. 5.

de son Génie. Maximilien et Charles V lui rendirent la même justice. Ses Ecrits coururent le Monde si rapidement, qu'ils étoient à Rome, un Mois après avoir quité la presse sans avoir été anoncées dans aucune Gazette. Il ne lui manque donc que Votre Estime, Mr., que je mets au dessus de celle des Papes et des Empereurs.

Il l'a mérité autant plus, son Caractère n'ayant été qu'un assemblage de grandes qualités, nuancé exprès par des foiblesses, pour faire connoitre, qu'il étoit homme, et qu'il avoit été moine.

La Providence lui avoit donné des passions fougueuses, les vehicules des éminentes vertus, un noble orgueil, un courage à affronter le Clergé même, un Esprit impétueux et passablement suffisant pour mettre à profit toutes ces utiles tempêtes. Enfin on peut dire, que si Dieu avoit donné à l'église le Pape Jules II, parcequ'elle avoit besoin d'un Pape guerrier, au jugement du Cardinal Palavicin, Luther sembloit avoir été un homme destiné exprès à achever le grand ouvrage de la Reformation.

Il avoit à combattre des préjugés respectables par leur ancienneté, sanctifiés par les Papes, avoués par l'Eglise, soutenus par un chaos de Moines, qui couroient risque à devenir bons Citoyens par une doctrine suspecte de Nouveauté *). L'homicide

*) Le préjugé de la Nouveauté est encore si grand,

zélé des Hiérarches, le bras des Princes, l'indocile orgueil des théologiens, le sang de ceux, qui avoient couru la même carrière, et qui fumoit encore, sembloient être autant de barrières insurmontables aux prêches d'un pauvre Augustin. Cependant après qu'il s'étoit une bonne fois déterminé à reformer les abus, qui s'étoient glissés, à l'aveu du Pape même, dans cette Cohuë, qu'on appelloit alors Eglise, il se soutint, profitant avec tant d'adresse des fautes des ses Ennemis, qu'on peut dire, que si son ame avoit passé dans le Corps d'un Général, il seroit devenu le plus grand Capitaine de son siècle.

Il est vrai, au Sentiment de Mr. Baile, que Luther attaqua la Maladie dans un tems critique, lorsqu'elle étoit parvenue à son comble, lorsqu'elle ne pouvoit plus empirer, et qu'il falloit selon le cours de la Nature qu'elle cessât, ou qu'elle diminuât; mais, dit Fra Paolo *), il ne faut pas moins

qu'on demande à tous momens aux Luthériens, si leur Doctrine n'est pas nouvelle? Je demande à mon tour à ces Messieurs: Si l'habit des Chevaliers Martin et Jean, les héros du Conte du Tonneau, après qu'ils en eurent ôté les galons, les noeuds d'épaules et toute sorte de fanfreluches, si cet habit, dis-je, étoit un habit neuf, ou si c'étoit ancien? Ce n'étoit pas ancien, les Galons et le Satin couleur de feu n'y brillant plus. Ce n'étoit pas un habit neuf, parceque le Drap et la façon venoient de leur père.

*) Hist. du Concil. de Trente L. I. p. 4. trad. d'Amelot, citée par Baile.

d'un habile homme pour connoitre et savoir saisir ces grandes occasions, que Tacite appelloit *): opportunus magnis conatibus transitus rerum.

Certains Esprits, qui preferent un homme rampant devotement dans les pas de ses ancêtres, à des hommes extraordinaires et entreprenants, accusent le bon Luther, d'avoir été trop ambitieux; mais ceux qui savent distinguer le Vice de la Passion, dont

— — les mouvemens contraires
sur ce vaste Océan, sont des Vents nécessaires **)

sont bien persuadés, que l'homme sans passion ne sera jamais ni un excellent fourbe, ni un grand homme. Luther avoit le Coeur grand, ouvert, libéral et compatissant au malheur de son prochain; avec ces qualités on n'est jamais ce qu'on appelle ordinairement ambitieux. Quoiqu'il avoit été moine, il n'étoit pourtant pas avare. Son Testament en fait preuve, qui peut passer pour une pièce unique. Tezel, ce fameux Tezel, n'a pas été des Derniers à éprouver le grand Coeur de son ennemi. Ce Tezel abandonné de Rome, furieusement taxé du Cardinal Miltiz ***), desavoué de son

*) Hist. L. I.

**) Essais sur l'homme ch. I.

***) On envoia le Card. Miltiz de Rome pour assoupir toute la quérelle. Il s'y prit au commencement par la force, mais voiant, qu'il étoit trop tard, il fit mille Caresses à Lu-

ordre, et regardé par-tout comme l'auteur de la tragédie, s'étoit retiré à Leipzic, où il trainoit une vie languissante et même hectique, ce qu'ayant été rapporté à Luther, il le consola dans ses disgraces, et le conjura de ne point se chagriner pour une affaire, qui ne paroissoit pas tant une suite de ses fautes, qu'une empreinte du Doigt du Seigneur*).

Quoique Luther fut Reformateur, il n'étoit ni fanatique, ni enthousiaste, et sans être pédant singulier et farouche, sa conversation étoit enjouée, son humeur vive, ses repliques heureuses et fortes, et ses propos de table fort divertissans. Il mangea bien et presque toujours en compagnie de sçavans, ou de quelques Maitres habiles comme de Luc Cranach**) le plus célèbre peintre de son

---

ther, et écrasa le pauvre Tezel par des reproches et menaces. Luther écrit là-dessus à son ami Staupis: Le Cardinal me quitta en m'embrassant, les larmes aux yeux, avec mille protestations d'amitié, que je reçus avec un peu plus de respect que de crédulité. T. I. Ep. 140.

*) Vocaverat (Miltitius) autem ad se J. Tezelium, praedicatorii ordinis, autorem primarium hujus tragoediae, et verbis minisque pontificiis adeo fregit hominem, ut tandem animi aegritudine conficeretur, quem ego ubi hoc rescivi, ante obitum litteris benigniter scriptis consolatus sum, ac jussi animo bono esse, nec mei memoriam metueret; sed Conscientia et indignatione Papae forte occubuit. Ce sont les paroles de Luther dans sa préf. du T. I. d'Altenb.

**) Luc Cranach, dont nous avons encore les portraits de L. et de sa femme, s'étoit avisé un jour de mettre le portrait de sa femme, avant que Luther songea à l'épouser,

tems. Il avoit souvent Concert chez lui, où il accompagna lui-même, composant en Musique et jouant du Luth. Enfin c'étoit un théologien, qui pouvoit se montrer dans le siècle où nous sommes sans faire rougir ses confrères.

On le charge cependant avec raison, qu'il n'a pas toujours agi avec assez de circonspection; qu'il a negligé quelques fois les apparences; qu'il n'entendit point la fine discretion; qu'il se laissoit emporter par les injures de ses ennemis à leurs rendre la pareille; qu'il s'est permis des saillies trop fougueuses et trop sanglantes pour ne pas aigrir ses adversaires; enfin qu'il a perdu contenance dans ses disputes avec Erasme, dont la fine Satire et le sang-froid qu'il affectoit, irritoient son amour-propre, toujours accoutumé à vaincre. On pourroit alléguer pour sa défense la grossièreté du siècle, la Conduite des princes, qui s'oublièrent assez pour entrer en lice contre un moine de l'Allemagne en fait de foi. On pourroit dire, que les Charmes de la résignation chrétienne, et la flatteuse discrétion étoient des délicatesses imperceptibles au Palais grossier du peuple, et que les Clameurs du Parterre auroient sifflé la pièce, s'il n'avoit pas rem-

---

vis-à-vis de lui. Eh bien, dit celui-ci, donnez-moi aussi le portrait d'un homme si bien fait, et je l'enverrai aux pères assemblés à Mantoue, pour éprouver, s'ils ne changeront pas d'avis sur le Célibat. V. ses propos d. Table fol. p. 307.

barré quelquefois par des réponses macaroniques ceux, qui ne cherchoient que de mettre les rieurs de leur côté pour se divertir à ses dépens.

Mais j'aime mieux convenir avec Mr. le B. de Seckendorf*), que ce mélange de foiblesses humaines n'empechoit point la force de sa vocation divine. Aussi pourroit-on battre en ruine un dogme principal de l'église romaine, qui sçait adroitement distinguer le pape in Cathedra du pape en robe de Chambre, en cas qu'on voudroit combattre la doctrine par les moeurs du docteur. Une grandeur au-dessus de l'ordinaire n'a point ordinairement la pureté du mediocre, dit l'Abbé de Rosnel après Longin, dans ses notes sur les Vers suivans de Pope:

J'aime mieux un auteur sublime et véhément,
Qui tombe quelquefois, mais toujours noblement,
Que ces rimeurs craintifs gênés dans leur justesse,
Où, si rien ne deplait, rien aussi n'intéresse.

Cochleus l'accuse d'avoir commencé sa reformation par Jalousie contre les Dominicains, qui se meloient de vendre les indulgences, dont l'ordre de S. Augustin étoit depuis long-tems en possession, et que c'étoit par ce motif, qu'un Augustin avoit déclaré billon les indulgences d'un Domini-

*) Mixtura humanae debilitatis, cujus minime immunis erat Lutherus, non impedit vim spiritus divini. v. Seckendorf in hist. Luth. L. II. c. 12. §. 33. p. 88.

cain. Mais ce Cochleus s'est rendu si suspect par ses fictions mal cousues, que je n'ai pas besoin de provoquer à Guicciardin et au sage de Thou, qui ont lavé Luther de ce reproche, pour le justifier sur une imputation improbable d'elle même.

Enfin je conclus par un trait de Matthais, que jamais homme ne s'est fait tant d'ennemis sans être battu *).

Voila Mr., tout ce que j'ai cru pouvoir Vous dire, pour Vous donner raisonnablement une idée plus juste de nôtre Reformation et de son auteur. Si je n'y ai pas tout-à-fait réussi, c'est que je ne suis ni françois ni théologien, et que les chaudes disputes de ce siècle obscur ne me sont connues qu'autant que tout honnête homme doit connoitre le fond de sa religion.

Je suis etc.

Osnabr. le 6. Sept. 1750. J. M.

La voix du sage et du peuple. — Remercîment sincère à un homme charitable, par Mr. Voltaire.

à Amsterd. chez le sincère et le vray.
M. DCC. L.

*) Essai sur la Critique, chant II. v. 57. Mathes. in Vita et histor. Luth. Conc. XV. p. 156.

J. Möser's Verdienst um die Abschaffung der Tortur im Fürstenthume Osnabrück.

Die ausgezeichneten Verdienste Justus Möser's, als Verfassers der Osnabrückischen Geschichte, der patriotischen Phantasien und anderer Schriften, haben in neuester Zeit eine allgemeine Anerkennung und gerechte Würdigung gefunden. Diese Schriften sind längst ein Gemeingut der Deutschen geworden. Die geistreichsten Männer unserer Zeit haben darin eine Fundgrube der gediegensten Kenntnisse und practischer Weisheit entdeckt und dankbar benutzt. Die Verdienste Möser's als Staatsmannes und Vaterlandsfreundes lassen sich zwar zum Theil ebenfalls aus jenen Schriften erkennen, allein zu einer vollständigen Erkenntniß derselben haben wohl nur seine Zeitgenossen, und auch nur diejenigen, welche den Gang der öffentlichen Geschäfte und die sich hindurchschlingenden geheimen Fäden zu beobachten Gelegenheit und Fähigkeit hatten, sowie diejenigen Wenigen unserer Zeit gelangen können, denen es nicht an Zeit, Kraft, Einsicht und Gelegenheit fehlte, die Acten der obersten Landesbehörden aus Möser's Zeit zu durchstöbern. Ein jeder neue, der Oeffentlichkeit übergebene Beitrag zur Würdigung der Verdienste Möser's um die Verwaltung des Ländchens, welchem er seine Kräfte gewidmet hat, dürfte daher unseren Zeitgenossen eine willkommene Gabe seyn, und in dieser Zeitschrift für die Rechts-

wissenschaft um so passender eine Stelle finden, wenn es sich um ein gerade die Rechtspflege angehendes Verdienst handelt. Ich meine die Abschaffung der Tortur im Fürstenthume Osnabrück in der 2ten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie ist zunächst ein Verdienst Möser's. Er brachte als Criminal-Justitiarius dieselbe zuerst in Anregung und veranlaßte den Advocatus Fisci, welcher zugleich als öffentlicher Ankläger in der damals üblichen Form des peinlichen Processes fungirte, bei dem Geheimen Rathe die Sache förmlich zur landesherrlichen Entschließung zu verstellen. Hier hatte sodann Möser als geheimer Referendarius die beste Gelegenheit, seinen Plan zur Reife zu bringen; er entwarf die Berichte und Rescripte, welche dieserhalb aus dem Geheimen Rathe hervorgegangen sind; er führte die Sache, mit eben so großer Wärme als Umsicht, glücklich zum Ziele und besiegte die Bedenklichkeiten, welche von anderer Seite gegen diese dem damaligen Gesetzgeber zum ewigen Ruhme gereichende Neuerung erhoben wurden. Während in vielen anderen größeren Staaten dieser Rest barbarischer Zeit, dieses, wie es in dem landesherrlichen Rescripte vom 9. Jan. 1788 bezeichnet wird, eben so unzuverlässige, als unmenschliche Mittel, in Criminalfällen die Wahrheit zu eruiren, erst im Laufe des jetzigen Jahrhunderts abgeschafft worden ist, ward dasselbe schon vor fast 50 Jahren in dem Ländchen Osnabrück durch den Eifer eines Möser und den

festen Willen eines eben so weisen, als menschenfreundlichen Gesetzgebers verbannt. Beiden dienen die nachstehenden Verordnungen zum unvergänglichen Denkmale.

1.

Rescript an die Land- und Justiz-Canzley, wegen Abschaffung der Tortur, vom 9. Jan. 1788.

Friedrich ꝛc. Unsere ꝛc. Als von Unserm Advocato fisci es zu Unserer Landesherrlichen Entscheidung verstellet worden: ob, nachdem mittelst der unter dem 30sten May 1768 ausgelassenen Verordnung, die Strafe des Staupenschlags und der ewigen Landes-Verweisung auf gewisse oder Lebens-Zeit substituirt ist, die peinliche Frage in den Fällen Statt finde, wo dieselbe, wenn der Staupenschlag und die Landes-Verweisung nicht abgeschafft wäre, zu erkennen gewesen seyn würde: so giebet Uns solches Gelegenheit, Unsere äußerste Abneigung gegen dieses Mittel in Criminal-Fällen die Wahrheit zu eruiren, welches Wir für so unzuverlässig als unmenschlich halten, und damit zugleich Unsere, nach hinlänglicher Erwägung genommene Entschließung, die peinliche Frage nach dem Vorgange mehrerer Staaten in Unserm Hochstifte gänzlich abzuschaffen, mithin sie in keinem Falle künftig weiter Platz finden zu lassen, euch eröffnen zu lassen.

Auf welche Art aber die Verwaltung der Criminal-Justiz hiernach zu modificiren sey, darüber habet

Uns ihr euer räthliches Gutachten in dem gewöhnlichen Wege zu erstatten; wobei Wir euch unverhalten, daß, wenn es darauf ankömmt, von einem Delinquenten die Anzeige seiner Mitschuldigen herauszubringen, die Erreichung dieses Zwecks mit dem Versprechen einer Begnadigung künftig versuchet werden, und überhaupt zu Inculpirung des Inquisiten die Beweise durch unverwerfliche Zeugen oder durch solche gravirende Indicia, gegen welche bloßes hartnäckiges Ableugnen nicht in Betracht zu kommen verdient, für hinlänglich gehalten werden sollen.

Wir ꝛc. Osnabrück, den 9ten Januar 1788.

Auf Sr. Königl. Hoh. gnädigst. Specialbefehl.

v. d. Busche.

An

die Land- und Justiz-Canzley.

2.

Abermaliges Rescript an die Land- und Justiz-Canzley, wegen Abschaffung der Tortur, vom 29. Jan. 1789.

Friedrich ꝛc. Unsere ꝛc. Nach reiflicher Erwägung der Bedenklichkeiten, welche, wie Uns von Unserem dortigen Geheimen Rathe unterthänigst referirt worden, Inhalts eures Berichts vom 26sten September vorigen Jahrs ihr über die Abschaffung der peinlichen Frage in allen Fällen geäußert habet, finden Wir uns nicht bewogen, von Unserer euch mittelst

Reſcripts vom 9ten Januar des beſagten Jahres bekannt gemachten Willensmeinung abzugehen; ſondern laſſen es vielmehr bey dem Inhalte ſolches Reſcripts überhaupt lediglich bewenden.

Sollten jedoch Fälle eintreten, daß ihr zur allgemeinen Sicherheit die Entdeckung der Mitſchuldigen, welche der geſtändige oder überführte Inquiſit, auch auf anerbotene verhältnißmäßige Begnadigung, nicht angeben will, durchaus nöthig erachtet: ſo habet an Uns ihr darüber in dem gewöhnlichen Wege, mit Beyfügung der Gründe, den unterthänigſten Bericht abzuſtatten, und darauf Unſere Entſchließung zu gewärtigen.

Wir laſſen ſolches zu eurer Nachachtung unverhalten und verbleiben euch mit geneigtem und gnädigſten Willen ſtets beygethan.

Osnabrück, den 20ſten Januar 1789.

Auf Sr. Königl. Hoh. gnädigſt. Specialbefehl.

v. d. Buſſche.

An

die Land- und Juſtiz-Canzley.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

d. 25. April 1788

O Wilhelm! wenn du einst
recht vielen nützlich bist:
Und dein verdienter Lohn
Ruhm Liebe und Reichthum ist:
O so erinnere dich bey dieser
kleinen Gabe
daß dir als Knaben ich dies
Glück gewünschet habe.

J. Möser.

61423911

761 B239

10985

15.—
E. 2em